

Nummer 53
Februar 2026



ZWISCHENTÖNE

Das Generationen-Magazin

Hochschule Niederrhein
University of Applied Sciences



Sozialwesen
Faculty of Applied Social Sciences

INHALT

3	Editorial
4	Die Redaktion des Magazins Zwischentöne sucht „Nachwuchs“
5	Der Fluss
6	Was planen die Baby Boomer in der Rente?
9	hello simsalabim
10	Demokratie
11	Verwirrende Zeiten
14	Gel(i)ebter Frieden
17	Die Pianistin Katja Andy
20	Ewige Liebe
23	Flüchtlingsschicksal
24	Ich komme aus der Ukraine. Ich wohne in Mönchengladbach
29	Beziehungsmikado
32	Nachruf auf Elise Donder
33	Nachruf auf Professor Wilm Peter Möllmann
34	een vogelgedicht / ein vogelgedicht
35	Die kleine Rose
36	Eine Zeitzeugin erzählt: Das kleine Paradies der Erinnerungen
39	Vor 100 Jahren: Ende der belgischen Besatzung in Mönchengladbach
44	brief aan de dichter / brief an den dichter, voorpret / vorfreude
45	Kijk eens naar het vogeltje / Schau mal nach dem Vögelchen
46	Reisebericht „Bhutan“
52	Akute myeloische Leukämie
53	Koffee-Reänger – Kaffee-Regen
55	Impressum

Liebe Leserinnen, Liebe Leser,

wir freuen uns sehr, Ihnen nach einem Jahr Wartezeit die Ausgabe 53 des Generationen-Magazins Zwischentöne vorstellen zu können. Gesellschaftlich ist aktuell Vieles im Wandel – auch in unserer Redaktion gibt es Veränderungen, dazu gleich mehr.

In dieser Ausgabe widmen sich die Autorinnen und Autoren wieder verschiedenen Themen und wählen dafür unterschiedliche Genres wie Gedichte, Kurzgeschichten und Sachtexte. Auch ein Mundart-Beitrag ist dabei. Das Magazin beinhaltet aufschlussreiche historische Aufsätze, autobiografische Berichte sowie Beiträge zu aktuellen gesellschaftlichen Themen wie Flucht, Demokratie und Frieden. In ihrem wissenschaftlichen Beitrag untersuchen Dr. Melanie Oeben, Dr. Ann-Marie Krewer und Professor Dr. Moritz Heß die entscheidenden Faktoren, die die Gestaltung der nachberuflichen Phase bzw. des Ruhestands für die Baby-Boomer-Generation beeinflussen.

Sie finden in diesem Heft außerdem Beiträge von und über Elise Donder, langjähriges Mitglied in unserer Redaktion. Leider müssen wir die traurige Nachricht bekannt geben, dass Elise Donder im März 2025 verstorben ist. Wir vermissen Elise!

Professor Dr. Engelbert Kerkhoff, der das Magazin Zwischentöne vor 25 Jahren ins Leben gerufen hat, beendet seine Mitarbeit in der Redaktion. Wir danken Engelbert für die konstruktive Zusammenarbeit und für das Vertrauen, das er in unsere Arbeit gesetzt hat, und wünschen ihm alles Gute für seine weiteren Vorhaben!

Wir hoffen, dass wir in den kommenden Ausgaben den ein oder anderen Beitrag von ihm als Gastautor lesen dürfen, denn mit seinen Kurzgeschichten und gesellschaftskritischen Essays gelingt es ihm, zum Nachdenken anzuregen.

Wie Sie vielleicht beim ersten Durchblättern bemerkt haben, hat das Magazin eine etwas andere äußere Form erhalten, was auf unsere neue Layouterin, Alina Gonzalez, zurückzuführen ist. Sie studiert Kommunikationsdesign an der Hochschule Niederrhein und hat die Gestaltung der Zwischentöne nach der langjährigen Tätigkeit von Albert Verleysdonk übernommen. Wir hoffen, Ihnen gefällt die Gestaltung des Magazins genauso gut wie uns. Übrigens sind wir durch einen Tipp von Elise Donder auf Alina Gonzalez aufmerksam geworden.

Nun wünschen wir Ihnen viel Muße beim Lesen! Teilen Sie uns gerne mit, wie Ihnen die Ausgabe gefällt.

Herzliche Grüße

Miriam Grates und das Redaktionsteam Zwischentöne

Die Redaktion des Magazins *Zwischentöne* sucht „Nachwuchs“

Liebe Leserin, Lieber Leser,

Sie halten die neuste Ausgabe der *Zwischentöne* in den Händen oder lesen sie digital.

Wir, die Redaktion dieses Generationen-Magazins der Hochschule Niederrhein, freuen uns, wenn Sie interessante Textbeiträge entdecken und Freude beim Lesen haben. Womöglich ist ein Thema sogar so spannend, dass Sie sich bei der Lektüre darin verlieren und die Zeit vergessen.

Unsere Redaktion besteht zurzeit aus Gertrud Grins, Josée Hümpel-Langen, Prof. Dr. Engelbert Kerkhoff, Elke Kütemeier und Karl-Heinz Thifessen unter der Leitung von Miriam Grates. Da Engelbert Kerkhoff zum nächsten Semester aus unserem Team ausscheiden wird, suchen wir dringend „Nachwuchs“.

Möglicherweise schreiben Sie selbst gern Texte zu zeitrelevanten oder historischen bzw. zukunftsweisen Themen. Vielleicht schreiben Sie auch literarische Texte und haben sogar einige „in der Schublade“.

Oder das Schreiben hat Sie schon immer fasziniert und Sie möchten sich in einem geschützten Raum ausprobieren, spielen aber auch mit dem Gedanken, etwas zu veröffentlichen.

Neben dem Verfassen eigener Texte ist ein zentraler Aspekt unserer Arbeit, eingereichte Beiträge zu redigieren. Wir überprüfen und untersuchen sie, um sie für die

Veröffentlichung umfassend vorzubereiten.

Wenn Sie sich fragen: Kann ich das überhaupt?

Ja, wer Freude an der Auseinandersetzung mit Texten hat, lernt es schnell.

Das Magazin *Zwischentöne* erscheint einmal jährlich.

Wir treffen uns während des Semesters etwa jede dritte Woche dienstags von 14.30 – 16.30 Uhr

in der Hochschule Niederrhein am Standort Mönchengladbach.

Sprechen Sie uns gern an, auch wenn Sie noch Fragen haben, oder wenden Sie sich per E-Mail oder telefonisch an Miriam Grates.

Ihre Kontaktdaten sind:

Tel.: **+49 (0)2161 186-5661**

E-Mail: miriam.grates@hs-niederrhein.de

Die Redaktion freut sich darauf, Sie kennenzulernen.

Elke Kütemeier

(stellvertretend für das Redaktionsteam *Zwischentöne*, Generationen-Magazin der Hochschule Niederrhein, Fachbereich Sozialwesen, Kompetenzzentrum „Ressourcenorientierte Alter(n)sforschung – REAL“)

Der Fluss

Kann er dem am Ufer Stehenden
Den Abschiedsschmerz ersparen?
Der Fluss ist nicht zu halten nicht zu fassen

Der Mensch der keinen Abschied nehmen kann
Für den das Nachsehn unerträglich ist
Solang er bleibt

Wenn er sich mit der Strömung tragen lassen könnte
Wohin es unaufhaltsam geht
Selbst zu Wasser würde
Wasserumschlossen liebevoll begleitet
Ruhig gegossen in den Ozean
Aufgenommen in Himmelswolken
Und geborgen

Text *Elise Donder*

Was planen die Baby Boomer in der Rente?

Text Melanie Oeben, Ann-Marie Krewer, Moritz Heß

Aktuell sind die Babyboomer häufig im Zentrum der gesellschaftlichen und politischen Diskussion; zuletzt prominent durch die Forderung nach einem Pflichtjahr für Babyboomer von Marcel Fratzscher, dem Leiter des DIW (Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung) (Fratzscher 2025).

Unabhängig davon, was man von diesem Vorschlag hält, ist unbestritten, dass der Renteneintritt der sog. Babyboomer – jener geburtenstarken Jahrgänge, deren genaue Abgrenzung je nach Definition variiert und in Deutschland meist zwischen 1956 und 1964 angesetzt wird – tiefgreifende gesellschaftliche Veränderungen mit sich bringen wird (Pötzsch & Nieden 2024). Der Arbeitsmarkt wird durch den Wegfall vieler erfahrener Fachkräfte und deren Wissen beeinträchtigt werden, was zu einem zunehmenden Fachkräftemangel führen wird. Unternehmen stehen vor der Herausforderung, diese Lücken zu füllen, z. B. durch die Rekrutierung jüngerer Arbeitskräfte oder den Zuzug von Fachkräften aus dem Ausland, aber eben auch durch Bemühungen, ältere Arbeitskräfte in ihrer Nacherwerbsphase weiter zu beschäftigen (Naegele & Hess 2021). Gleichzeitig gerät das Sozial- und Rentensystem unter Druck, da die Zahl der Rentenbeziehenden stark ansteigt, während

weniger Erwerbstätige in die Sozialversicherungen einzahlen. Ein weiterer bedeutender Effekt zeigt sich im Pflege- und Gesundheitssystem, das aufgrund der alternden Bevölkerung einen erhöhten Bedarf an Dienstleistungen und Fachkräften verzeichnen wird und gleichzeitig die Babyboomer aus den Berufen des Pflege- und Gesundheitssystems ausscheiden (Airey et al. 2020). Die wachsende Zahl älterer Menschen erfordert zudem mehr finanzielle und personelle Ressourcen in diesen Bereichen.

Für die Betroffenen ist die Übergangsphase von der Erwerbs- in die Nacherwerbsphase ebenfalls von komplexen individuellen Herausforderungen geprägt. Die Bevölkerungsgruppe der Babyboomer-Generation ist insbesondere hinsichtlich ihrer Lebensverläufe und gesundheitlichen Verfassungen äußerst heterogen. Während ein Teil der Babyboomer eine lineare Erwerbsbiografie aufweist, haben andere „krumme“ Lebensläufe mit Unterbrechungen (auch aufgrund eines hohen gesellschaftspolitischen Engagements), beruflichen Wechseln oder Phasen der Teilzeitarbeit. Ebenso vielfältig ist ihre gesundheitliche Verfasstheit: Von Personen, die bis ins hohe Alter fit und aktiv bleiben, bis hin zu solchen, die bereits vor dem Renteneintritt mit

gesundheitlichen Einschränkungen konfrontiert sind.

Zu der skizzierten Problemstellung wird aktuell das Projekt „Bedarfe und Vorstellungen der Babyboomer hinsichtlich ihrer Nacherwerbsphase: Die Rolle des Gesundheitszustands und des Lebenslaufs (BaNGe)“ an der Hochschule Niederrhein durchgeführt. Ziel des Projektes ist es, genau diese Heterogenität innerhalb der Babyboomer in Bezug auf deren Präferenzen bezüglich ihres Renteneintritts zu untersuchen. Das Projekt wird gefördert durch die *Interne Projektförderung* der Hochschule Niederrhein und von den drei Autor:innen des vorliegenden Beitrags durchgeführt.

Methodisch wird ein Mixed-Methods-Design angewandt. Das heißt es werden quantitative mit qualitativen Methoden kombiniert. Quantitativ wurde eine online Umfrage unter Babyboomern durchgeführt, in welcher diese zu ihrem aktuellen Gesundheitszustand, ihren psychischen Ressourcen, ihrer Erwerbsbiografie sowie ihrer Sicht auf das Alter(n) und die Nacherwerbsphase befragt wurden. Ergänzt wurde die online Umfrage durch qualitative Interviews mit Babyboomern, sowie Experten:innen. Der Fokus des vorliegenden Beitrags liegt auf der online Umfrage.

In der Umfrage wurden eigens entwickelte Items mit etablierten Erhebungsinstrumenten aus nationalen und internationalen Erhebungen kombiniert. Berücksichtigt wurden dabei Fragebögen zu Übergängen und Alterspotenzial (Sackreuther et al. 2016), zum Deutschen Alterssurvey (Engster et al. 2022) sowie zur europäischen SHARELIFE-Studie (SHARE-ERIC 2024), ergänzt durch Konzepte zur Selbstwahrnehmung von Gesundheit (Fayers und Sprangers 2002). Darüber hinaus wurden validierte Skalen integriert, unter ande-

rem zur Lebensqualität (WHO 1997), zu emotionaler und sozialer Einsamkeit (De Jong-Giervald et al. 1985; 2006), zu Lebenskonzepten sowie zur subjektiv wahrgenommenen Stressbelastung (Cohen et al. 1983).

An der Umfrage haben sich 99 Personen beteiligt. Aufgrund der Stichprobenzusammensetzung kann diese nicht als repräsentativ betrachtet werden, dennoch bietet sie wertvolle Einblicke in die Sicht auf die Nacherwerbsphase. Zwischen den Geschlechtern zeigen sich deutliche Unterschiede bei den Befragten: Frauen sind häufiger nicht in einer Partnerschaft als Männer. In der Bildungsstruktur verfügen Männer häufiger über einen Hochschul- oder Universitätsabschluss sowie eine Promotion, während Frauen öfter eine schulische Berufsausbildung absolviert haben. Mehrfachqualifikationen kommen bei Frauen häufiger vor.

Die Mehrheit der Befragten bewertet ihre **Gesundheit** subjektiv als gut bis sehr gut. Die Ergebnisse bestätigen, dass Gesundheit eine Schlüsselressource darstellt, deren Erhalt entscheidend für die Lebensqualität im Alter ist.

Das **psychische Wohlbefinden** wird über Partnerschaftszufriedenheit, soziale Bindungen und emotionale Ressourcen erfasst. Frauen sind signifikant häufiger unzufrieden mit ihrer Partnerschaft und vermissen eher eine enge, vertrauensvolle Beziehung. Soziale Unterstützung variiert und weist geschlechtsspezifische Unterschiede auf. So haben Frauen meist größere soziale Netzwerke.

Erwerbsarbeit hat für die Mehrheit einen hohen Stellenwert. Frauen haben signifikant häufiger in Teilzeit gearbeitet und den Beschäftigungsumfang mehrfach gewechselt, meist aus familiären Gründen

wie der Betreuung von Kindern oder Enkelkindern. Sie unterbrechen ihre Erwerbstätigkeit insgesamt häufiger als Männer.

Die **Vorstellungen von einem „guten Ruhestand“** sind vielfältig, beinhalten jedoch häufig Selbstbestimmung, Aktivität und soziale Teilhabe. Ehrenamtliches Engagement wird als sinnstiftend erlebt, fehlende Zeit, gesundheitliche Einschränkungen oder mangelnde Angebote gelten als Hinderungsgründe.

Die Ergebnisse der Umfrage zeigen, dass der Übergang der Babyboomer in die Nacherwerbsphase durch eine große Vielfalt auf verschiedenen Ebenen gekennzeichnet ist. Gesundheit erweist sich dabei als Schlüsselfaktor, da sie maßgeblich über die Möglichkeiten zur aktiven und selbstbestimmten Gestaltung des Ruhestands entscheidet. Neben der körperlichen Verfassung sind stabile soziale Netzwerke und emotionale Ressourcen von zentraler Bedeutung, da sie Schutzfaktoren gegen Einsamkeit darstellen und das psychische Wohlbefinden stärken. Auffällig sind zudem geschlechtsspezifische Unterschiede in den Erwerbsbiografien: Während Männer häufiger kontinuierliche Vollzeiterwerbsverläufe aufweisen, sind Frauen stärker durch Teilzeit, Unterbrechungen und familiäre

Verpflichtungen geprägt. Diese Unterschiede wirken sich langfristig auf Einkommen und Rentenhöhe aus und erhöhen das Risiko von Altersarmut. Die Sicht der Teilnehmenden auf die Nacherwerbsphase zeigt, dass diese heute verstärkt als aktive Lebensphase verstanden wird, deren Ausgestaltung jedoch stark von strukturellen Rahmenbedingungen beeinflusst bleibt.



Dr. Melanie Oeben ist Psychologin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut SO.CON der Hochschule Niederrhein. (SOCIAL.CONCEPTS – Institut für Forschung und Entwicklung in der Sozialen Arbeit)

melanie.oeben@hs-niederrhein.de



Dr. Ann-Marie Krewer ist Politikwissenschaftlerin, Leiterin und wissenschaftliche Geschäftsführerin des Instituts SO.CON.

ann-marie.krewer@hs-niederrhein.de



Dr. Moritz Heß ist Professor für Gerontologie an der Hochschule Niederrhein und leitet das Kompetenzzentrum „Ressourcenorientierte Alter(n)sforschung (REAL)“.

moritz.hess@hs-niederrhein.de

1. Airey, L., Lain, D., Jandrić, J. & Loretto, W. (2020). A selfish generation? 'Baby boomers', values, and the provision of childcare for grandchildren. *The Sociological Review*, 69(4), 812–829. 10.1177/0038026120916104.
2. Cohen, S., Kamarck, T., & Mermelstein, R. (1983). A global measure of perceived stress. *Journal of Health and Social Behavior*, 24, 385–396.
3. De Jong-Gierveld, J., & Kamphuis, F. (1985). The Development of a Rasch-Type Loneliness Scale. *Applied*.
4. De Jong-Gierveld, J., & Van Tilburg, T. (2006). A 6-item scale for overall, emotional, and social loneliness. Confirmatory tests on survey data. *Research on Aging*, 28 (5), 582–598.
5. Engster, H., Stuth, S., Lozano Alcántara, A., Luitjens, M., Klaus, D., Schwichtenberg-Hilmert, B., Behagel, C. F., Kortmann, L., Martin, J., Drewitz, M., Körber, M. (2022). German Ageing Survey - Deutscher Alterssurvey: Documentation of instruments and variables – Instrumenten- und Variablendokumentation. Berlin: German Centre of Gerontology – Deutsches Zentrum für Altersfragen. doi 10.5156/DEAS.1996-2021.D.002.
6. Fayers, P. M. & Sprangers, M. A. G. (2002). Understanding self-related health. *The Lancet*, 359, 187–188.
7. Fratzscher, M. (2025). Das Pflichtjahr für Babyboomer ist eine Chance für alle. https://www.diw.de/de/diw_01.c.972464.de/nachrichten/das_pflichtjahr_fuer_baby-boomer_ist_eine_chance_fuer_alle.html letzte Abruf 16.09.2025.
8. Naegel, G. & Hess, M. (2021): Alte und neue soziale Ungleichheiten bei Berufsaufgabe und Rentenübergang. Ergebnisse des EXTEND Projekts, Springer VS.
9. Pötzsch, O., & zur Nieden, F. (2024). Die Babyboomer. Auf dem Gipfel der demographischen Welle. In: Statistisches Bundesamt, WISTA 1, 2024, S. 25–39.
10. Sackreuther, I., Schröder, J., Cihlar, V., Mergenthaler, A., Micheel, F., Schill, G. (2016). TOP – Transitions and Old Age Potential. Methodenbericht zur Studie. BiB Daten- und Methodenberichte 1/2016. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung. (Fragebogen TOP, Welle 1).
11. SHARE-ERIC (2024). Survey of Health, Ageing and Retirement in Europe (SHARE) Wave 3 – SHARELIFE. Release version: 9.0.0. SHARE-ERIC. Data set. DOI: 10.6103/SHARE.w3.900.
12. World Health Organization (1997). Measuring quality of life (WHOQOL). The World Health Organization quality of life instruments.

hello simsalabim

pin und puk

und puk und pin

nano micro, nano sim

simtausch, talkapp

hotline, play

surfen, konto

hilfe, nee!!!

immer nur den smartsalat

zurück zum steinzeitapparat

Text Josée Hümpel-Langen

Demokratie

Eine Stimme im Chor

Ich schätze sie,
will mit ihr leben
will meinen Freiraum
will ausreichend Schutz

will mit ihr wachsen
mit ihr um Werte ringen

will, dass man sie achtet
nicht hinterlistig zersetzt

will, dass sie bleibt
und werbe für sie

die wohlfeile, verletzliche
Demokratie

Text Gertrud Grins

Verwirrende Zeiten *oder*

Vorsichtige aber energische Schritte der Widerständigen gegen das dröhnende Stampfen der selbst- ernannten Möchtegern Autoritäten

Text Engelbert Kerkhoff

„Das ist doch ewig lange her, ist vergessen, das war mal, das gibt's heut nicht mehr...“

Die Textzeilen sind aus dem Lied „So was gibt es noch“ der Langspielplatte „wieder unterwegs“ von Hannes Wader.

Dieses Lied und andere waren Protestsongs aus den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts.

Bei Hannes Wader und anderen Singer–Songwritern des Widerstandes gegen selbsternannte Autoritäten und als autoritär empfundene gesellschaftliche Verhältnisse finden sich Anklagen, diese Ungerechtigkeiten und willkürlichen Übergriffe zu benennen und die teils menschenverachtenden Diskriminierungen der damaligen Zeit anzuprangern.

Und wieder leben wir gegenwärtig in verwirrenden Zeiten, in denen Übergriffe, Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus und kriegерische Auseinandersetzungen

gehäuft auftreten. Der ehemalige Bundeskanzler Olaf Scholz bezeichnet die Lage in der Gesellschaft als **Zeitenwende**.

80 Jahre nach dem Ende des sogenannten Dritten Reiches und der Herrschaft der Nationalsozialisten mit ihrem willkürlichen System der Unterdrückung und der Gewalt erfolgt heute wieder eine Gewichtung und Kategorisierung von Bürger:innen nach unterschiedlichen Wertigkeiten. Es wird wieder eine erste und zweite Klasse von Menschen in unserer Gesellschaft formuliert und politisch eingefordert. Hier erfolgt nicht selten eine Ausgrenzung, ein Infragestellen des Bleiberechtes dieser Menschen in unserer Gesellschaft bis hin zur Forderung einer Remigration.

Die Würde des Menschen wird willkürlich von selbsternannten Autoritäten definiert und nicht eindeutig als Grundrecht verstanden.

Und das vor dem Hintergrund des Artikels 1 des

Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland vom 23. Mai 1949:

Die Würde des Menschen ist unantastbar.

Diese Formulierung steht im Einklang mit der Menschenrechtserklärung der Vereinten Nationen. Sie vertritt die Prinzipien der Gleichwertigkeit aller Menschen und wurde über Jahrzehnte als selbstverständlich erachtet. Seit einigen Jahren scheint es so, dass gemäß eigener politischer Interessen diese Grundwerte uminterpretiert werden.

Mehrere unterschiedliche Gegebenheiten haben zudem diesen langsamen und schleichenden Prozess in unserem Alltag ebenfalls beeinflusst. In der Zeit der Corona-Pandemie tauchte ein Begriff in den Nachrichten auf, der Einfluss auf den allgemeinen Sprachgebrauch ausübte. Es waren wichtige Entscheidungsprozesse zu treffen, die es nicht zu hinterfragen galt, weil es die Notwendigkeit einer Systemrelevanz offensichtlich zu verlangen schien.

Durch Angriffskriege von Aggressoren erhöhte sich in den letzten Jahren die Anzahl der hilfesuchenden Menschen. Die Anzahl der Asylsuchenden nahm zu. Politische Akteure verschärfen diese gesellschaftliche Situation, in dem sie Unterschiede zwischen Bundesbürgern und Hilfesuchenden dramatisierten.

Begleitet wurde und wird dieses Konzert der Meinungsbeeinflussungen durch Fehl- und Falschinformationen (fake News), um die realen Fakten zu manipulieren. Dies war und ist ein Prozess, der sowohl im Inland

als auch im Ausland feststellbar ist. Hier positionieren sich die Möchtegern-Autoritäten, die den Anspruch erheben, genau zu wissen was für den oder die andere gut ist, statt sich zu bemühen mit einem Gegenüber sach- und personengerecht zu verhandeln. Kritische Meinungen sind dabei unerwünscht oder werden gar unterdrückt.

Die deutsche Geschichte zeigte eindrucksvoll, wohin brutale Unterdrückungen, das Abwürgen von Diskussionen, Prügeleien, Inhaftierungen oder gar Ermordungen führten; so wurde der Faschismus groß.

Aus Möchtegern-Autoritäten erwachsen Autokraten.

Dieses Muster könnte sich wiederholen. Es heißt also, genau und kritisch hinzusehen, wer für sich die Meinungsdeutung mit Macht behaupten will, wer willkürlich Fakten konstruiert und sie dann selbstgefällig als allein gültig interpretiert. Und dabei ist es egal, ob für die Meinungsmacherin oder den Meinungsmacher Geld oder Geldverwendung die Triebkraft des Handelns ist oder ob es um eine angestrebte Machtausübung nach eigenem Gutdünken geht.

Eine solche Meinungsführerschaft impliziert damit eine Hierarchisierung mit der bestimmenden Person an der Spitze. Die Mündigkeit und Gleichwertigkeit aller ist dabei nicht das Ziel. Andere Denkanstöße werden ausgegrenzt und gar nicht erst zugelassen. Die Machtbesessenen wollen allein Einfluss ausüben. Sie beanspruchen für sich die Leit- bzw. Führungsrolle, üben Zwang aus und verlangen letztlich Gehorsam. Unsere und andere Gesellschaften erleben derzeit solche Auswüchse von vermeintlichen Politik-Verbesserern,



die den Bürger:innen ein Verständnis für den richtigen Weg absprechen oder ihnen gar Mündigkeit und Selbstständigkeit des Denkens und Handelns verbieten.

Nicht selten erwächst daraus eine fatale Resignation: „Da kann ich nichts machen. Die tun doch was Sie wollen.“

Hier entsteht Vertrauensverlust in verantwortungsvolles politisches Agieren - und das auch noch in einer unsicheren, unfriedlichen und verwirrenden Zeit. Rechts orientierte Kräfte verbreiten Parolen und schüren Unsicherheit. Bewusst falsche Informationen und unhaltbare Heilsversprechungen erzeugen Nihilismus, Realitätsflucht, Depression und eine Verzweiflung des **Nichts-mehr-bewegen-Könnens**. Diese empfundene Ungewissheit – verbunden mit der Hilflosigkeit, richtige von falschen Fakten unterscheiden zu können – lassen eine Verhaltenssicherheit unmöglich erscheinen. Eine mögliche Konsequenz kann zu einem Empfinden der persönlichen Verwundbarkeit führen. Es bedarf hier einer hohen Risikobereitschaft auf Verlässlichkeit hoffen zu können, denn leere Floskeln und Versprechungen schaffen keine Zuverlässigkeit. Dieses fehlende Vertrauen führt zu einer Verwirrung, möglicherweise zu Wut und zur Resignation.

Diese Hilflosigkeit verdichtet sich in der Einschätzung: „Ich kann da nichts tun.“

Doch!

Vielleicht hilft in einer solchen Situation ein gedanklicher Impuls zur Selbstwirksamkeit:

Ich bin in der Lage, die Gefährlichkeit einer Bestie zu erkennen. Es darf jedoch niemand von mir erwarten, dass ich die Kompetenz und die Möglichkeit eines Dompteurs habe, diese Gefahr zu bändigen oder gar zu beenden.

Ich habe jedoch die Chance und die Pflicht, andere zu warnen.

Sicherlich gibt es in unserer Gesellschaft einige – wenn nicht gar mehrere oder viele – die kritisch die gegenwärtigen Prozesse wahrnehmen. Ein Unbehagen ist durchaus hier gegeben.

Doch nun ist der Zeitpunkt gekommen, dieses Unbehagen zu benennen und dagegen zu protestieren. Das Erkennen und das Handeln müssen hier als eine Einheit verstanden werden.

Daraus folgt: Worte sind oft die Vorboten der Tat.

Was allein nicht gelingt, gelingt hoffentlich mit anderen gemeinsam: mit vorsichtigen aber energischen Schritten zu widerstehen.

Gel(i)ebter Frieden

Text, Bild Isabell Helger

Frieden geht uns alle etwas an. Er fordert aktives Zutun unsererseits. Das Gute: Jeder kann etwas dazu beitragen, dass er erhalten bleibt oder (wieder-)hergestellt wird. Frieden ist kein Zustand, den man willkürlich über eine Krise stülpen und sie damit endgültig beenden kann. Schade, denn wie immer im Leben könnte es so einfach sein, wenn man nur ein Reset durchführen und auf Wiederanfang gehen könnte. In der Realität sieht das Ganze natürlich anders aus; Einsicht, Versöhnungswillen und Sicherheit sind unabkömmlich für eine nachhaltige Lösung. Besonders knifflig ist vermutlich auch die Tatsache, dass diese nicht im Alleingang hergestellt werden kann – weder von einer Person noch von einer involvierten oder auch außenstehenden Seite.

Frieden erfordert Teamgeist

Was wir verstehen müssen: Frieden ist einem Mannschaftssport gar nicht so unähnlich mit dem Ziel das Beste zu erreichen. Wir alle ziehen am selben Seil – je mehr, desto besser. Und Stärke und Ausdauer sind hier längst nicht die einzigen Qualifikationen.

Auch die regelmäßige Selbstreflexion ist essenziell, wenn es um das Miteinander geht: Habe ich mich ausreichend bemüht, die Gegenposition zu verstehen? Lag mir mehr an der Verständigung oder am Durchsetzen meines Willens? Können wir noch einmal in den Dialog treten und gemeinsam in die Zukunft schauen? Habe ich in dieser Situation genug Empathie gezeigt? Vor seiner eigenen Tür zu kehren statt andere bekeh-

ren zu wollen, ist ein gelungener Anfang, mit Auseinandersetzungen umzugehen. Manchmal ist es bereits möglich, durch reflektiertes Denken und Handeln zu vermeiden, dass es zu ausgewachsenen Konflikten kommt. Was zuweilen mit Unstimmigkeiten wie Nachbarschaftsstreitigkeiten beginnt, kann – potenziert – umgangssprachlich im Kleinkrieg enden. Nicht viel anders sieht es auf internationaler Ebene aus. Es beginnt mit einem Funken und endet in einem Buschfeuer, wenn wir nicht aufpassen.



Wie machtlos sind wir?

Gar nicht! Wir müssen bewusst und aktiv alles daran setzen, um Eskalationen zu verhindern – eine zunächst schier unmöglich erscheinende Mission. Was sollen wir tun, wenn der Konfliktpartner gar nicht erst in den Dialog treten will? Wenn schon Konsequenzen gezogen wurden vor einem Einigungsversuch?

Gute Frage. Nächste Frage. Das Vorpreschen einer einzelnen Parteispitze oder eines Einzelkämpfers sorgt global betrachtet aktuell überall für Unruhe. Sämtliche Gesprächsversuche scheitern und verstärken den Eindruck der Machtlosigkeit. Was hilft, wenn fehlende Gesprächsbereitschaft und mangelnde Selbstreflexion auf Ego und Machtbesessenheit treffen? Wahrscheinlich nur Therapie. Und auch hier verhält es sich vermutlich so wie bei dem Spruch: „Viele Menschen gehen in Therapie, weil diejenigen, die in Therapie müssten, nicht

gehen.“

Deshalb aufgeben, weil eh alles hoffnungslos scheint? Auf keinen Fall! Die Welt braucht starke Friedenswächter und Hoffnungsträger, die sich für Frieden und Verständigung einsetzen, ohne dabei eigene Interessen durchdrücken zu wollen. Und diese Menschen gibt es – egal, ob etwa bei den UN Friedensmissionen in Somalia oder in einem Jugendzentrum in Sankt Augustin, in dem die bereits länger in Deutschland lebenden russischen Kinder simultan für die ukrainischen Geflohenen übersetzen und ihnen Spielregeln erklären.

Die Frage, die wir uns jeden Tag stellen sollten, lautet also: Was kann ich heute für den Frieden tun?

Über die Autorin

Von Kindesbeinen an begeistert Isabell Helger sich für drei Dinge: Schreiben, Reiten, Malen.

Sie studierte in Bonn Vergleichende Literaturwissenschaften (M.A.), erfüllte sich zum dreißigsten Geburtstag den Traum vom eigenen Pferd, war Kolumnistin für ein renommiertes Reitermagazin und stellte im kleineren Rahmen aus. Das Glück liegt für sie auf dem Rücken ihres Pferdes, die Freiheit im Ausdruck durch Worte.

Die Pianistin **Katja Andy** (1907-2013)

Mönchengladbacher Unternehmertochter machte in den USA Karriere

Text Hans Schürings



Nach der unumgänglichen Emigration 1937 macht sie in den USA Karriere, wird gar **Professorin für Klavierpädagogik** und erhielt einen **Ehrendoktor-Titel**. Die Rede ist von der in Mönchengladbach geborenen Pianistin Katja Andy, geb. Käte Elisabeth Aschaffenburg.¹ Ihr Elternhaus steht auf der Regentenstraße 11 in Mönchengladbach, heute CDU-Geschäftsstelle. Die Eltern waren Klara und Otto Aschaffenburg. Der Vater führte mit seinem Bruder Hermann und dem Cousin Ernst die noch heute existierende Tuchfabrik auf der

Sachsenstraße, heute die Firma Willy Schmitz GmbH & Co. KG.² Die Familie war jüdischen Glaubens, gebildet und assimiliert.

Die gesamte Familie hatte nicht nur eine herausragende Stellung im kulturellen Leben des damaligen M.Gladbach, sondern pflegte auch in ihren Häusern den Umgang mit zahlreichen künstlerisch engagierten Zeitgenossen.

So logierten viele Solisten der städtischen Konzerte bei ihnen. Regelmäßig fanden Hauskonzerte statt. „Hauskonzerte sind auch bei den Aschaffenburgs an der Tagesordnung, und zahlreiche Musiker sind immer wieder in dem musikalischen Haus zu Gast.“³

Das Musizieren hatte einen hohen Stellenwert. Die Eltern von Käte Aschaffenburg galten beide als Enkelschüler von Clara Schumann. So verwundert es nicht, dass Käte Aschaffenburg, am 23. Mai 1907 in M.Gladbach geboren, schon sehr früh am Klavier ausgebildet wurde, von denen es zwei im Haus Aschaffenburg gegeben haben soll. Bereits mit drei Jahren soll sie am Klavier gesessen und Klavierunterricht von Ihrer

Mutter erhalten haben. „Katja war ein Wunderkind auf dem Klavier und spielte schon frühzeitig in Konzerten“, so ihre Cousine Meta Cordy in ihren Erinnerungen.⁴ Nach dem Abitur absolvierte sie ab 1921 ein dreijähriges Privatstudium an der Kölner Musikhochschule bei Lonny Epstein. Mit 17 Jahren ging sie im Jahr 1924 nach Berlin, verließ M.Gladbach, um ihre Ausbildung zu vertiefen. Ab dem Jahr 1927 trat sie in Deutschland als Konzertpianistin auf.

Bereits 1933, nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten erhielt sie ein Auftritts-, d.h. Berufsverbot.

Ihr letztes Konzert in Deutschland spielte sie am 2. März 1933 im Gewandhaus in Leipzig mit dem Kammerorchester von und mit Edmund Fischer, mit dem sie bereits seit 1930 gemeinsam auftrat. Schon für weitere 60 Konzerte war sie bereits engagiert. Damit war eine viel versprechende Karriere der Ausnahmepianistin in Deutschland unterbunden. Sie emigrierte zunächst nach Paris, wo sie 1937 denunziert und nach Deutschland ausgewiesen wurde. In Paris hatte sie illegal als Korrepetitorin, Liedbegleiterin und Klavierlehrerin gearbeitet.⁵ Fortan nannte sie sich Katja Andy. Noch im gleichen Jahr floh sie von Berlin aus in die USA, mit einem Pass, der vermutlich nicht auf offiziellem Wege zustande gekommen war.

Nachdem sie in Amerika zunächst mit der Tänzerin Lotte Goslar aufgetreten ist, ließ sie sich 1938 in Detroit nieder. Bereits 1945 erhielt sie **die amerikanische Staatsangehörigkeit** und nahm 1948 einen Lehrauftrag (Professur) in Chicago an. 1958 lernte sie den berühmten Pianisten Alfred Brendel kennen, mit dem sie eine lebenslange Freundschaft verband.⁶ Dieser bezeichnete die Pianistin Katja Andy als „Musikerin der



seltensten Art“ und „Wunder mit Ohren“.⁷ Später arbeitete sie als Klavierlehrerin in Boston und New York. In Boston wurde sie zum Doktor ehrenhalber ernannt.

Eine äußerst aufschlussreiche Geschichte findet sich in den Akten des Stadtarchivs Mönchengladbach. Konkret ging es um einen sogenannten „Sieben-Fuß-Konzertflügel“ von Steinway, der 1927 im Hause Aschaffenburg für die Tochter Katja neu angeschafft worden war. Die Unterlagen⁸ erzählen nicht nur eine langwierige Entschädigungsgeschichte, sondern dokumentieren auch beispielhaft die Auswirkungen nationalsozialistischer Judenverfolgung und die jahrelangen mühsamen Versuche, nach Kriegsende Gerechtigkeit und Wiedergutmachung zu erlangen.

Im Jahr 1948 forderte Frau Katja Andy den Spediteur Heuter durch den Rechtsanwalt Fürst auf, den nicht in die USA gelieferten Flügel zu ersetzen bzw. sie zu entschädigen. Es kam schließlich zur Klage. Da der Spediteur den Flügel nicht mehr besaß und er auch nicht wusste, wo dieser abgeblieben war, kam es zum Gerichtsprozess, den Katja Andy schließlich verlor.

Nach Jahren konnte sich die Tochter des Spediteurs im Jahr 1963 daran erinnern¹⁰, dass alles „Judenmobiliar“ im Bestand der Spedition beschlagnahmt und versteigert worden war. Damit war der zu verklagende Gegner von Katja Andy nicht mehr die Spedition Heuter, sondern die Bundesrepublik Deutschland, als rechtliche Nachfolgerin des Nationalsozialistischen Staates. Das endlich und schließlich am 6. November 1963 erfolgte Urteil fiel positiv aus mit einer Entschädigungszahlung von ca. 7.200 DM¹¹ für Katja Andy.

Damit konnte nach langen Jahren zwar der entstandene materielle Schaden nicht ersetzt werden, aber zumindest symbolisch für Genugtuung gesorgt werden.

*Katja Andy verstarb in hohem Alter von 106 Jahren am 30. Dezember 2013 in New York. Eine Würdigung der Pianistin in Mönchengladbach sucht man vergebens. Einen Stolperstein auf der Regentenstraße für sie gibt es nicht.*¹²

Über den Autor

Hans Schürings, Jg. 1954, Bauzeichner-Lehre, Studium Bauingenieurwesen (Dipl.-Ing.), Studium der Soziologie, Bau-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der RWTH Aachen (M.A.), Veröffentlichungen zur Lokalgeschichte von Mönchengladbach und Rheydt. Mit der Geschichtswerkstatt Mönchengladbach: 2. Preisträger des Heimatpreises der Stadt Mönchengladbach 2021.

Der erweiterte Text erscheint im Buch: Boland, K.; Finke-Gödde, J.; Hensen-Busch, M.; Schürings, H. (Hg.): Frauen und Mönchengladbach - Historische und zeitgenössische Perspektiven weiblichen Lebens, B. Kühn Verlag, ISBN: 978-3-87448-597-5, 19,80 Euro

1. Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Katja_Andy (Zugriff: 2.11.2024) und https://www.lexm.uni-hamburg.de/object/lexm_lexmperson_00004446 (Zugriff: 28.10.2024)
2. Vgl. Hans Schürings: Bauhaus in Mönchengladbach, in: Rheinische Post vom 20.2.2019 und Hans Schürings: Jüdischer Textilfabrikant und Kulturmäzen, in Rheinische Post vom 19.3.2020
3. Von Bredow, Moritz: Rebelle Pianistin – Das Leben der Grete Sultan zwischen Berlin und New York, Mainz, 2012, S. 90
4. Cordy, Meta, geb. Aschaffenburg: Nicht nur für Johnny – Erinnerungen einer Deutsch-Amerikanerin, Berlin, 1995, S. 37
5. Vgl. von Bredow, M.: Rebelle Pianistin, a.a.O., S. 93
6. Vgl. Brendel, Alfred: Eine Musikerin der seltensten Art, in: Neue Zürcher Zeitung vom 23.5.2007
7. Vgl. Moritz von Bredow: Katja Andy, in: Lexikon verfolgter Musiker und Musikerinnen der NS-Zeit, Claudia Maurer Zenck, Peter Petersen (Hg.): Hamburg: Universität Hamburg, 2010 (https://www.lexm.uni-hamburg.de/object/lexm_lexmperson_00004446), (Zugriff: 9.11.2024)
8. Vgl. StArchivMG 15/43/26
9. Die ersten noch vorhandenen schriftlichen Belege beginnen erst Ende 1949, verfasst vom Bruder Dr. Rudolf Aschaffenburg. Vgl. StArchivMG 15/43/26
10. Frau Ingeborg Shumelda, geb. Heuter, Tochter von Heinrich Heuter, bestätigt am 12. März 1963 die Beschlagnahme des Flügels durch die Gestapo, damals führte sie die Geschäfte. Vgl. StArchivMG 15/43/26
11. Das beim Klavierbaumeister Bernhard Schmitz, Essen, in Auftrag gegebene Gutachten vom 27.8.1963 sah lediglich eine Entschädigungssumme (Wiederbeschaffungswert) von 4.126,- DM vor. StArchivMG 15/43/26
12. Ebenso gibt es keinen Stolperstein für ihre Cousine Meta Cordy, geborene Aschaffenburg, Tochter von Hermann Aschaffenburg auf der Mozartstraße 20, die ebenfalls in die USA emigrieren musste.

Ewige Liebe

Text Inga Lücke

„Liebe fängt mit L an“, sinniert Simon. „L wie ...“ Er wagt es nicht, ihren Namen auch nur zu denken. Es ist so peinlich, kribbelt im Bauch und ist irgendwie etwas ganz Heiliges, Unberührbares. Die erste Liebe!

Wenn er nur wüsste, was sie für ihn empfindet. Manchmal schaut sie ihn so an, als würde sie ihn in die Tiefe ziehen wollen wie das Bermudadreieck und er schmilzt dahin, verliert jede Bodenhaftung, taumelt. Ihre braunen, wunderschönen Augen berühren ihn ganz tief in seiner Seele – und auch anderswo, er kann es nicht leugnen.

Er schämt sich ein bisschen dafür, dass diese zarte Begegnung ihn auch so ganz irdisch berührt und erregt.

Aber nur ein bisschen. Gleichzeitig genießt er die Erregung und lässt ihr in seinen Träumen freien Lauf.

Dann wieder sind ihre Begegnungen völlig alltäglich. „Hey, Simon, kannst du mir mal dein Tablet leihen? Will nur eben nach der Mathelösung gucken.“

„Klar! Hier!“ Der Touchscreen seines Tablets hat von nun an auch den Hauch ihrer Heiligkeit. Jeder Klick und jeder Wisch elektrisieren ihn. Dieses geheiligte Display, das sie mit ihren Fingern berührt hat.

„L wie Liebe... L wie ... Lena ...“ Nun hat er es doch ausgesprochen, zumindest in Gedanken. Und ein Damm ist gebrochen. Die Heimlichkeit seiner Gefühle drängt hinaus.

Mit hochrotem Kopf stottert er eines Tages: „Du, L-L-Lena, s-s-s-ollen wir mal ein Eis essen g-g-gehn?“ Lena amüsiert sich über seine Stotterei. Der scheint ja richtig verliebt.

„Klar, wenn Du bezahlst!“

„N-n-nichts lieber!“ Simon findet sich devot und uncool. Aber ihm fiel nichts Besseres ein.

Lena: „Also, morgen um drei bei Longo?“

„Ja, ich komme!“ strahlt Simon... und wird knatschrot, als ihm die Doppeldeutigkeit seines Satzes auffällt.

An Schlaf ist in dieser Nacht nicht zu denken.

Dann ist es endlich drei! Aufgeregt zappelt Simon auf Longos Terrasse am Tisch rum. Er hat sein coolstes Shirt angezogen, seine Haare frisch gegelt und einen Haufen Pfefferminzbonbons in der Tasche. Da kommt sie vom Rathaus die Treppe runter, seine Lena. Madonnengleich! Aber....sie ist nicht allein! Ihre beste Freundin Johanna kommt hinterher.

„Hey Simon, ich hab‘ Johanna eben am Brunnen getroffen und dachte, sie freut sich sicher auch über eine Einladung zum Eis!“ Die Mädchen gucken sich an und kichern.

„Sooon shit!“ Aber Simon macht gute Miene zum bösen Spiel. Sonst hat er mit Sicherheit bei Lena verschissen.

Die beste Freundin seiner Frau darf man nie schlecht behandeln, das hat er schon von seinem Vater gelernt.

Muss er eben auf die Fußballkarte verzichten, für die er das Geld schon eingesteckt hat. „Klar, sie ist auch eingeladen!“

„Ich nehm‘ einen Früchtebecher mit Extrasahne und noch ein zusätzliches Kokos-Topping,“ bestellt Johanna beim Kellner.

Lena weiß auch schon, was sie will: „Einen Baileysbecher, auch mit Extrasahne und noch eine Waffel mit Erdbeeren.“

Simon rechnet voller Angst insgeheim mit. Es wäre oberpeinlich, wenn er die Zeche nicht zahlen kann. „Ich nehme einen Becher ohne Sahne mit einer Kugel Vanilleeis.“ Zu den Mädchen gewandt: „Ich habe heute Mittag schon ein Eis gegessen.“ Er wird natürlich rot bei der Lüge.

„Ach ja?“ fragt Lena neckisch. Johanna prustet los über Lenas Frage. Es ist nicht zum Aushalten. Endlich kommt das Eis und mit vollen Mündern können die Mädchen zum Glück nicht mehr reden. Als sie ihre Becher leer haben, springen sie auf: „Danke für die Einladung, Simon. Einen schönen Nachmittag noch!“ Wieder Gegibbel.

„Euch auch“ erwidert Simon resigniert. Das waren die letzten Worte, die er je mit Lena gewechselt hat. Jedes Mal, wenn ihm seitdem eine ihrer Freundinnen entgegenkommt, hält diese sich demonstrativ die Hand vor den Mund, um ein pseudo-heimliches Lachen zu verbergen. Oder sie fragt kess: „Lädst du mich auch zum Eis ein?“ Diese verlogenen Weiber! Der Rest der Schulzeit wird für Simon zum Spießrutenlauf.

Dass er nach diesem Erlebnis die Nase voll hatte von den Mädchen, wundert sicher niemanden.

Wie es weiterging

Hier der Schnelldurchlauf: Nach wochenlangem Hadern raffte er sich auf. Diese blöden Puten sollten ihn nicht unterkriegen. Vielleicht hat er die Lust auf Frauen verloren, nicht aber die Lust auf das Leben. Er steckte sich ein neues Ziel: Geld und beruflicher Erfolg. Dieses Ziel verfolgte er ehrgeizig. Mit 26 hatte er als Jungunternehmer die erste Million bei Seite gelegt. Und, wie es so im Geschäftsleben ist: Der Teufel schießt auf den dicksten Haufen. Zu der ersten Million gesellten sich nach und nach weitere.

Zu seinen ehemaligen Mitschülern und Mitschülerinnen hatte er nach den Geschehnissen von damals natürlich keinen Kontakt mehr. Doch erfuhr Lena zwangsläufig von seinem geschäftlichen Erfolg, da er inzwischen eine bekannte Persönlichkeit der Wirtschaft war.

Dann mit Ende 50 der jähe Einbruch: Bauchspeicheldrüsenkrebs. Sein Arzt gab ihm noch zwölf Monate mit OP und Chemo, ein Jahr ohne. Simon entschied sich für die palliative Behandlung.

„Gut, dass sie mich beim Aufsetzen meines Testamentes beraten haben. Nun ist alles in meinem Sinne geregelt.“, verabschiedet Simon sich von seinem Anwalt. Zehn Monate später muss er sich von seinem Leben verabschieden.

Lena öffnet ihren Briefkasten und stutzt. Ein Brief des Amtsgerichts Erkelenz?

„Testamentseröffnung“

„...erhalten Sie als Begünstigte aus dem Nachlass des Verstorbenen Simon Wegener eine Kopie des Testamentes.“

Lena lässt den Brief sinken... Es ist soooo lange her... Und sie ist damals nicht nett mit ihm umgegangen.... Aber sie

scheint die Liebe seines Lebens gewesen zu sein. Warum hätte er sie sonst in seinem Testament bedenken sollen? Aufgeregt, in freudiger Erwartung, aber auch beschämt liest sie:

„... vermache ich Lena Pistorra die noch unbebauten Baugrundstücke Hellengraben 1 – 5 in Köln-Rösrath in einer Gesamtgröße von 4356qm.“

Lena legt den Brief bestürzt zur Seite. Der Bodenrichtwert in Rösrath liegt mindestens bei 500 Euro. Sie überschlägt: das wären über 2 Millionen...

Ein paar Monate später ist alles über die Bühne: Annahme des Erbes, Umschreibung im Grundbuch und Zahlen der Erbschaftssteuer, die nicht unerheblich war. Sie musste dafür ihre gesamten Ersparnisse ausgeben.

Aber egal. Sie wird die Grundstücke verkaufen.

Als stolze Besitzerin inspiziert sie ihr Areal. Auf einem der Grundstücke steht eine Gartenhütte. Die Tür ist nicht verschlossen. Sie öffnet die Tür und wird von einer wohnlichen Atmosphäre empfangen. In der Mitte der Hütte steht ein Tisch: eine Flasche Sekt, ein Glas dazu, ein großer Briefumschlag und auf diesem eine handgeschriebene Karte:

„Liebste Lena,

manchmal geht im Leben alles anders, als man es sich wünscht. Träume sind wie Seifenblasen, weil der oder die andere es nicht gut mit einem meinen. Da kann man nichts machen.

Ohne dich wäre ich jedoch geschäftlich sicher niemals so erfolgreich geworden. Dafür danke ich Dir! Deshalb möchte ich dich auch teilhaben lassen an dem, was ich erwirtschaftet habe. Ich wünsche Dir viel Freude mit deinem Erbe. In diesem Umschlag findest Du die notwendigen Unterlagen über die Grundstücke, damit Du beim Verkauf alles zusammen hast.

Herzliche Grüße aus dem Jenseits, Simon.“

Lena ist tief berührt und beschämt. Sie öffnet den Umschlag und überfliegt das Schriftstück, das obenauf liegt.

„... ehemaliger Standort der chemischen Fabrikationsstätte ... nach vorliegenden Ergebnissen der Bodenproben belaufen sich die Kosten für die Sanierung des Geländes auf ca. 4,5 Millionen EUR.“

Die Autorin sagt

„Worte sind nicht der kürzeste Weg zwischen den Menschen, aber eine spannende Reise, gemeinsam die Welt zu erleben und zu entdecken. So schafft das Schreiben, an sich ein einsamer Prozess, den ich als Kind schon liebte, Kontakt zur Welt. Mit den Wegberger SiebenSchreibern, unseren Treffen und gemeinsamen Lesungen, wurde das Schreiben dann für mich zu einem wunderschönen Gemeinschaftserleben. Doch noch immer liebe ich den Zauber der Momente, in denen ich allein bin mit meinen Ideen, dem Stift und dem Papier.“

Flüchtlingsschicksal

Im Bombenhagel ausgeharrt
Sohn und Bruder eilig verscharrt
die Heimat ein Trümmerfeld

die Erde blutgetränkt
die Waffenruhe brüchig
die Lage unübersichtlich

Notstand
Notgebiet
Notgemeinschaft

Menschen fliehen
vor Hass und Leid
vor Gleichgültigkeit

notgedrungen
brechen sie auf
stranden irgendwo

notdürftig als
Notfälle in
Notunterkünften

Text Gertrud Grins

„Ich komme aus der Ukraine. Ich wohne in Mönchengladbach.“

Text Elke Kütemeier

„Am 24. Februar 2022 begann Putin seinen völkerrechtswidrigen Angriffskrieg gegen die Ukraine.“¹

Seitdem toben die kriegesischen Auseinandersetzungen. Bis heute haben unterschiedliche politische Bemühungen, in der Region wieder Frieden herzustellen, nicht gefruchtet. Aktuell besteht keine Hoffnung, dass mehr als ein befristeter Waffenstillstand zustande kommen könnte.

„Zu Beginn des Überfalls Russlands auf die Ukraine flohen täglich bis zu 200.000 Menschen außer Landes. An den Grenzen bildeten sich teilweise bis zu 35 Kilometer lange Schlangen. Flüchtende harren bis zu drei Tage aus, ehe ihnen die Ausreise gelang.“²

Wir haben die Bilder vor Augen, als unendlich viele verstörte Menschen Zug um Zug zuerst am Berliner Hauptbahnhof und dann auch anderswo ankamen. Unzählige freiwillige Helfer:innen verteilten Mahlzeiten an alle Geflüchteten, an die Kinder auch Kuscheltiere. Sie übersetzten und erklärten die nächsten Schritte, organisierten die Weiterfahrt und besorgten Zugtickets. Alle gemeinsam standen mit ihrer unermüdlichen Hilfsbereitschaft für eine großzügige Willkommenskultur.

Zu den Zahlen:

Mittlerweile sind seit Kriegsbeginn „laut der UN-Flüchtlingsorganisation UNHCR³ [...] mehr als 6,4 Millionen Menschen aus der Ukraine geflohen.“⁴ Die größte Gruppe von Geflüchteten aus der Ukraine (1,2 Millionen) fand Schutz in Deutschland, die zweitgrößte Gruppe (933.000) hält sich in Polen auf [...] Daneben haben auch andere EU-Staaten viele Menschen aus der Ukraine aufgenommen. Ende 2024/Anfang 2025 hielten sich rund 390.000 ukrainische Geflüchtete in Tschechien, gut 217.000 in Spanien und fast 172.000 in Italien auf. Außerhalb der EU hat in Europa vor allem das Vereinigte Königreich vielen Ukrainer:innen Schutz gewährt (rund 254.000), zudem leben knapp 35.000 ukrainische Geflüchtete in der Türkei.^{5, 6}

Eine konkrete auf die Zahlen bezogene Aussage ist nicht möglich, weil Ukrainer:innen in eine Vielzahl von Ländern geflüchtet sind, aber ein Teil auch wieder in die Heimat zurückgegangen ist. „Gemäß einer Auswertung des Bundesinnenministeriums wurden bis Anfang

April 2025 rund 1,26 Millionen Flüchtlinge in Deutschland erfasst, die vor dem Krieg in der Ukraine geflüchtet sind.“⁷

Auch in Mönchengladbach strandeten viele und erhofften sich ein besseres, angstfreieres Leben. „Laut Ausländerzentralregister waren zum letzten Stichtag im Dezember 2024 4226 Ukrainerinnen und Ukrainer in Mönchengladbach registriert.“⁸

Die ersten Flüchtlinge bezogen ein Notlager in der Kranendonkhalle, danach wurden z.B. mit Containern weitere Unterkünfte geschaffen. Auch wenn sie nun in einem Land lebten, das sich nicht im Kriegszustand befand, begann für die Ukrainer:innen eine schwierige Zeit. Viele waren traumatisiert von einer überstürzten Flucht, für die sie keine Alternative gesehen hatten. Nun waren sie in einem fremden Leben angekommen, in das sie nur das Nötigste mitnehmen konnten und mussten sich in einer fremden Sprache zurecht finden. Das erste Match zu einer erfolgreichen Integration ist die Teilnahme an Sprach- und Orientierungskursen. Das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (Bamf) sorgt für die entsprechenden Mittel. Auf seiner Homepage heißt es: „Für die Integration sind Kenntnisse der deutschen Sprache besonders wichtig. Das Bundesamt legt hierfür die Basis mit den Integrationskursen. Diese bestehen aus einem Sprachkurs sowie einem Orientierungskurs, in dem die Teilnehmenden mehr über das Leben in Deutschland und die in der Gesellschaft geltenden Normen und Werte erfahren. Die Integrationskurse werden bundesweit angeboten und durch private und öffentliche Träger vor Ort durchgeführt. Neben einem allgemeinen Kurs gibt es auch Kurse für spezielle Zielgruppen, insbesondere für Frauen, Eltern und Jugendliche sowie Alphabetisierungskurse.



Die Rahmenbedingungen und Kurskonzepte der Integrationskurse werden kontinuierlich weiterentwickelt.⁹

Aber da nicht alle Flüchtlinge Anspruch auf einen halbjährigen Integrationskurs haben, weil sie z.B. wegen Krankheit, Alter oder Kinderbetreuung nicht in den Arbeitsmarkt aufgenommen werden können, besteht auch ein hoher Bedarf an alternativen Angeboten auf ehrenamtlicher Basis.

Auch ich unterrichtete in einem Deutschkurs im Flüchtlingslager. Einmal in der Woche kamen Irina, Nina, Hanna, Vladimir, Sergej, Milena, Boris, Valentina und nach und nach viele andere.

Wir begannen mit einfachen Aussagen des alltäglichen Lebens wie:

„Ich wohne in ... / Meine Adresse ist ... / Ich komme aus ... / Ich bin ... Jahre alt / Ich möchte einen Termin. / Ich brauche Hilfe.

Meine Sorge, dass die Teilnehmer:innen möglicherweise nur Kyrillisch schreiben und lesen konnten, erwies sich schnell als unbegründet. Alle schrieben die lateinischen Schriftzeichen. Einige hatten sogar Deutschkenntnisse aus der Schule.

Nach und nach wurde der deutsche Wortschatz erweitert, Grammatik geübt und einfache Kommunikation ausprobiert. Die Themen Einkaufen, Arztbesuch, Arbeiten in Deutschland standen auf dem Programm. Aber auch Fragen zum Alltagsleben wurden geklärt. Busfahrpläne mussten gelesen werden. Die Vergabe von Terminen bei der Stadt und anderswo musste verstanden werden. Beides ist unabdingbar für das Leben hier.

Der Kurs, ein freiwilliges Angebot, hatte eine gewisse Fluktuation. Denn „in Deutschland gilt der gesetzliche Auftrag, Zugewanderten eine stabile Grundlage dafür zu geben, sich in die Gesellschaft zu integrieren. Daher hat jeder und jede, der/die auf Dauer rechtmäßig in Deutschland leben, einen Anspruch auf die Teilnahme an einem Integrationskurs beziehungsweise kann im Rahmen verfügbarer Plätze teilnehmen. [...] Dabei gehen die Angebote immer auf die unterschiedlichen kulturellen Hintergründe ein und beachten die schulische Bildung. Denn alle Teilnehmenden müssen vorher einen Einstufungstest absolvieren.“¹⁰

Ein Kurs ist erfolgreich abgeschlossen „wenn die oder der Kursteilnehmende ausreichende Kenntnisse der deutschen Sprache erworben hat“. Über ausreichende

Deutschsprachkenntnisse verfügt, „wer sich im täglichen Leben in seiner Umgebung selbständig sprachlich zurechtfinden und entsprechend seinem Alter und Bildungsstand ein Gespräch führen und sich schriftlich ausdrücken kann (Niveau B 1 des Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmens für Sprachen)“ (§ 3 Abs. 2 Integrationskursverordnung).¹¹

Der Europäische Referenzrahmen legt für Sprachen das Niveau fest zwischen A1 (Anfänger) und C2 (Experten). B1 heißt, der/die Teilnehmende „kann die Hauptpunkte verstehen, wenn klare Standardsprache verwendet wird und wenn es um vertraute Dinge aus Arbeit, Schule, Freizeit usw. geht. Kann die meisten Situationen bewältigen, denen man auf Reisen im Sprachgebiet begegnet. Kann sich einfach und zusammenhängend über vertraute Themen und persönliche Interessengebiete äußern. Kann über Erfahrungen und Ereignisse berichten, Träume, Hoffnungen und Ziele beschreiben und zu Plänen und Ansichten kurze Begründungen oder Erklärungen geben.“¹²

Wer einen Platz in einem Integrationskurs bekam, war glücklich, einen Schritt in Deutschland weitergekommen zu sein. Aber alle berichteten auch, wie anstrengend es war, sich statt einmal in der Woche täglich mit der neuen Sprache zu beschäftigen. Andere verließen unseren Deutschkurs, weil sie umzogen sind oder einen Aushilfsjob bekamen.

Die, die im Kurs blieben, weil sie nicht in die Arbeitswelt integriert werden konnten, kamen aus unterschiedlichen Berufen. Darunter waren Ökonom:innen, Pädagog:innen, Ingenieur:innen, Betriebswirte, Sekretär:innen und Techniker:innen. Alle hatten wenig Kontakt zur deutschen Bevölkerung. Wenn sie aufzähl-

ten, bei wie vielen Deutschen sie ihre neu erworbenen Sprachkenntnisse anwenden konnten, kamen sie vielleicht auf vier bis sieben Personen. Am häufigsten nannten sie die Mitarbeiter:innen in den Ämtern.

Ich war erstaunt, dass von einigen Familie oder Freund:innen schon länger in Mönchengladbach lebten. Doch die meisten waren auf sich gestellt. Aber sie alle bildeten eine Community, die sich gegenseitig in alltäglichen Fragen und Problemen unterstützte, z.B. darin, wie man ein Bahnticket, einen Arzttermin oder eine Wohnung bekommt.

Die Unterrichtsstunden dienten nicht nur den Deutschkenntnissen. Geburtstage wurden mit Kuchen gefeiert. Über Sprachfehler, aber auch anderes, wurde viel gelacht. Denn die Unterrichtszeit war eine entspannte Auszeit im fremden Alltag.

Aber es gab auch schwere Zeiten. Aus Charkiw und Mariupol kamen in den ersten Monaten besonders viele Flüchtlinge. Wenn sich die Nachrichten von Angriffen auf die Heimatstädte überschlugen, war die Verzweiflung groß. Die Flüchtlinge trauerten ihrem Leben nach, ihren großen Gärten, aus denen sie sich versorgt hatten, ihren Wohnungen oder Häusern. Am meisten vermissten sie die Gemeinsamkeit mit Familie, Freund:innen und Nachbar:innen. Emotional waren auch religiöse Feste, vor allem Weihnachten. Über ihre Fluchterfahrungen wurde nicht gesprochen. Die Erinnerung daran war zu aufwühlend.

Zurück in die Heimat wollten fast alle, wenn sie gekonnt hätten. Aber wenn ihr Haus nicht mehr stand oder die ganze Stadt wie Mariupol, wenn der Krieg unerbittlich weiterging, war es aussichtslos.

Viele Jüngere entschieden, hier zu bleiben. Auch wenn es ein langwieriger Weg war, Arbeits-, Ausbildungs- und Studiennachweise übersetzen und anerkennen zu lassen, suchten sie Arbeit und ihre Kinder gingen zur Schule. Eine neue Lebensperspektive eröffnete sich.

Oft habe ich mich gefragt, wie ich als Flüchtling in einem fremden Land zurechtkommen würde. Könnte ich dort ein neues Leben beginnen, vielleicht sogar glücklich sein? Ich weiß es nicht. Ich habe sie bewundert, besonders die Menschen in den 60ern und 70ern, die hier noch einmal von vorn begannen.

Ich denke an Hannah Arendt, die in ihrem Essay *We Refugees* ausspricht, was für alle Geflüchteten gilt:

„Wir haben unsere Sprache verloren und mit ihr die Natürlichkeit unserer Reaktionen, die Einfachheit unserer Gebärden und den ungewungenen Ausdruck unserer Gefühle. Unsere Identität wechselt so häufig, dass keiner herausfinden kann, wer wir eigentlich sind. [...] und das bedeutet den Zusammenbruch unserer privaten Welt.“¹³

Aber ich denke auch an die Familie, in der die Erwachsenen nach einigen Schulungen feste Arbeitsverträge bekommen haben. Ihre Tochter wird nach der Anerkennung ihres ukrainischen Abiturs und der Ablegung ihrer Deutschprüfung (C1) in diesem Jahr ihr Studium an einer deutschen Universität aufnehmen. Eine Familie, die in Deutschland und dem Leben hier angekommen ist und zuversichtlich in die Zukunft schaut.

Ein Beispiel für geglückte Integration.

1. LpB BW (2025): Ukraine-Krieg aktuell – Russland-Ukraine-Konflikt erklärt. News – Chronik – Hintergründe – Analysen. Online: <https://www.lpb-bw.de/ukrainekonflikt> (Letzter Zugriff: 17.06.2025)
2. Düvell, F. (2025): Russlands Überfall auf die Ukraine und die kriegsbedingte Flucht. Online: <https://www.bpb.de/themen/migration-integration/regionalprofile/518559/russlands-ueberfall-auf-die-ukraine-und-die-kriegsbedingte-flucht/> (Letzter Zugriff: 17.06.2025)
3. Operational Data Portal (2025): Ukraine Refugee Situation. Online: <https://data.unhcr.org/en/situations/ukraine> (Letzter Zugriff: 19.06.2025)
4. Vgl. Mediendienst Migration (2025): Flüchtlinge aus der Ukraine. Online: <https://mediendienst-integration.de/migration/flucht- asyl/ukrainische-fluechtlinge.html> (Letzter Zugriff: 19.06.2025)
5. LpB BW (2025): Ukraine-Krieg aktuell – Russland-Ukraine-Konflikt erklärt. News – Chronik – Hintergründe – Analysen. Online: <https://www.lpb-bw.de/ukrainekonflikt> (Letzter Zugriff: 17.06.2025)
6. Erhebung aus 2025 (Anm. der Autorin)
7. Statista (2025): Kriegsflüchtlinge aus der Ukraine in Deutschland bis April 2025. Online: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/1294820/umfrage/kriegsfluechtlinge-aus-der-ukraine-in-deutschland/> (Letzter Zugriff: 19.06.2025)
8. Geuchen, T. (2025): Ukrainische Geflüchtete in Mönchengladbach. „In der Ukraine hatten wir alles – jetzt möchten wir uns hier etwas aufbauen“. Online: https://rp-online.de/nrw/staedte/moenchengladbach/ukrainer-in-moenchengladbach-gefluechtete-drei-jahre-nach-kriegsausbruch-jahrestag-2025_aid-123872955 (Letzter Zugriff: 19.06.2025)
9. Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (o.J.): Förderung und Integration. Online: <https://www.bamf.de/DE/Behoerde/Aufgaben/FoerderungIntegration/foerderung-integration-node.html> (Letzter Zugriff: 24.06.2025)
10. Integrations- und Antirassismusbefragte (o.J.): Integrations- und Sprachkurse. Mehr Teilhabe und Verständnis: Kurse zur Integration und Sprache. Online: <https://www.integrationsbeauftragte.de/ib-de/ich-moechte-mehr-wissen-ueber/integrations-und-sprachkurse> (Letzter Zugriff: 26.06.2025)
11. Ebd.
12. Gemeinsamer Europäischer Referenzrahmen für Sprachen (GER) (o.J.): Sprachniveau. Online: <https://www.europaeischer-referenzrahmen.de/sprachniveau.php> (Letzter Zugriff: 26.06.2025)
13. Meyer, T. (2015): Hannah Arendt über Flüchtlinge: „Es bedeutet den Zusammenbruch unserer privaten Welt“ Online: <https://www.deutschlandfunk.de/hannah-arendt-ueber-fluechtlinge-es-bedeutet-den-100.html> (Letzter Zugriff: 19.06.2025)

Beziehungsmikado

Text Engelbert Kerkhoff

„Zum Teufel mit deiner Gedankenlosigkeit“, ereiferte sich Caro.

Mit erstaunten Augen blickte Mike sie an. „Meckerei, wegen einer liegen gebliebenen Mülltüte“, grantelte er. „Den Beutel kann ich im Laufe des Nachmittages immer noch wegbringen. Hör auf mit deinem künstlichen Theater. Aber das können in deiner Familie ja alle gut. Meckern und übertreiben!“

„Lass meine Familie aus dem Spiel, Freundchen. Ich warne dich!“

„Sonst?“

„Sonst kannst du mich mal“

„Gern haben? Habe ich doch schon lange!“

Mike blickte jetzt etwas versöhnlicher drein; aber die Gewitterwolken auf der Stirn seines Gegenübers zeigten ihm in aller Deutlichkeit, dass sich noch immer ein Donnergrollen von der hinteren Zirbeldrüse dieses hübschen Kopfes seinen Weg Richtung Mund bahnte.

Und so war es auch.

„Dreister Kerl!“

„Reg dich mal ab“, brummte er lauter als geplant.

„Abregen – von wegen. DU regst mich doch auf, du sturer Esel!“

„Jetzt langt’s aber. Schluss!“

Mike eilte flink auf die Couchecke zu und schmiss sich in voller Länge auf die Sitzfläche – nicht ohne sich zuvor noch schnell eine Zeitung aus dem Körbchen vor dem Fernseher zu schnappen, um dann demonstrativ darin zu blättern. Bald schien er völlig versunken zu sein in einen Text.

Caro war sauer.

Wieder war er schneller gewesen und hatte sich den strategisch besten Platz in der Wohnung geschnappt.

Einfach clever, das musste man ihm schon lassen.

Als Caro und Mike seinerzeit die gut gelegene Zweizimmerwohnung mit Balkon und Einbauküche gefunden hatten und dazu auch noch den Vorzug gegenüber allen anderen Mitbewerber:innen (und Interessent:innen) erhielten, da waren sie noch überglücklich gewesen.

Auch bei der gemeinsamen Einrichtung der Zimmer gab es meist Einvernehmen.

Meist.

Der erste Streit fand statt, als Mike sein neues Fitness Ergometer, ein schickes, innovatives und ultra modernes Gerät mit allem erdenklichen Schnickschnack neben Caros uraltem Schmink(-Toiletten)schränkchen mit drei Spiegeltüren platzieren wollte.

„Wer braucht heute noch eine alte Schubladentruhe mit drei Klappspiegeln, ein Toiletten-schränkchen?“, so hatte er damals genörgelt.

„Null Ahnung von einem stilvoll und entspannten Pflegeprozess. Woher auch?“, platzte es aus ihr heraus.

Das war der erste Streit. Doch nach einem heftigen Wortwechsel endete er versöhnlich.

Hier war sie, die winzige Rache – einer langen und unbeendeten

Diskussion alter Tage – noch vor dem Einzug.

Caro wollte damals ursprünglich eine am Stadtrand gelegene Altbauwohnung mit drei Zimmern mieten, Mike jedoch das moderne Neubau-Appartement neben dem angesagten Bistro in der Innenstadt, zentral und doch mit Blick auf einen begrünten Innenhof.

Caros Argument bezog sich auf eine erlebte und erprobte Wohnsituation ihres jungen Erwachsenenlebens. Seit ihrer Jugend hatte sie ein eigenes Zimmer – einen Rückzugsort und Entspannungsraum, der ganz nach ihrem Geschmack ausgestattet und gemäß den wechselnden Bedürfnissen auch verändert werden konnte. Das war ihr persönlicher Bereich gewesen – immer!

Mike war zu Beginn ihrer Beziehung oft in diesem Raum, aber als Gast, als freundlicher Gast und Besuch; Gäste kamen – und sie gingen auch wieder.

Alles änderte sich, als die beiden beschlossen, zukünftig eine gemeinsame Wohnung zu mieten. Caro wollte ein eigenes Zimmer behalten. Mike bevorzugte den vielleicht klassischen Wohnsstil von Beziehungspartner:innen: gemeinsames Wohnzimmer, Schlafzimmer, Bad, Küche, Balkon.

Alles reduzierte sich hier bei ihm auf eine geschickt gewählte Raumaufteilung. Bloß keine Zimmernaufteilung. Nein: nicht mein Zimmer, dein Zimmer – wie es zu Single Zeiten war – oder wie Mikes Oma sagen würde „keine Trennung von Tisch und Bett“.

Schon damals war Caro leicht verärgert gewesen; erst recht nach der ersten Auseinandersetzung. Mike saß damals ebenso in der Fernsehecke. Und Caro? Sie hatte

die Wahl in die Küche zu gehen: Zum Abwasch des schmutzigen Geschirrs. Das fehlt noch.

Ins Badezimmer: Auf gar keinen Fall. Blieb das Schlafzimmer: Aber das war ungeheizt.

Auch keine echte Lösung. Damals nahm sie den Autoschlüssel und fuhr eine größere Runde durch die Stadt. Mike hatte ihr noch nachgerufen:

„Wer geht, muss auch wiederkommen. Hoffentlich hast du dich dann beruhigt.“

Dreimal war seitdem dieses Prozedere nach ähnlichem Muster verlaufen.

Aber diesmal lief das Fass über, als Mike die Autoschlüssel aus der Schale auf dem Wohnzimmertisch hochnahm und ihr klimpernd entgegen hielt, brüllte sie laut:

„Du sturer Kerl, keine Einsicht und keine Rücksichtnahme. Keine Diskussionen. Stur und engstirnig. Du unbeweglicher Holzklotz rührst dich überhaupt nicht.“

Grinsend nahm Mike wieder die Zeitschrift in die Hand und tat so, als gäbe es keine Spannung. Wütend schnappte sich Caro den Autoschlüssel und warf die Wohnungstür energisch zu.

Tatsächlich hatte sich die hochexplosive Stimmung etwas abgebaut, als sie später wieder nach Hause kam. Mike legte gelangweilt die Zeitschrift in den Korb zurück. Er hatte schon seit geraumer Zeit nicht mehr darin geblättert – und nur das leise Klicken des Schlüssels in der Wohnungstür erinnerte ihn an den Anlass seines Lesebedürfnisses.

„Alles klar?“, merkte er möglichst entspannt klingend an.

„Aber sicher! Warum nicht? Ist bei dir auch alles in Ordnung?“

„Sowas von ... Ich bin ruhig wie ein Bergsee.“

Du und ruhig? Das klingt ja so, als könntest du entspannt Mikado spielen.“

„Probieren wir es doch einfach aus!“

Mike lächelte etwas provokant und richtete sich am Couchtisch auf. Konzentriert sah er zu, wie Caro aus dem Sideboard die Mikadostäbchen nahm und sich ihm gegenüber in den Sessel setzte – ganz auf das anstehende Spielgeschehen fokussiert.

Hin und her wogte das Geschehen, bei niemandem ein Fehler, keine Nervosität. Hier saßen sich zwei Menschen gegenüber, die aufmerksam und fast entspannt agierten.

Das Spiel näherte sich dem Ende.

Nur noch drei Stäbchen lagen auf der Tischplatte, kompliziert verhakt. Mike war am Zug. Man merkte ihm nun doch eine leichte Nervosität an, als er versuchte, die letzte Aufgabe zu lösen.

Vergeblich!

Verärgert über sein Missgeschick stupste er mit der Hand auf den Tisch.

„Schade. Verloren!“, rief er aus. Caro grinste.

„Falsch! Du hast gewonnen, denn...“

Du hast dich ja doch bewegt – wenn auch nur ein wenig“.

In Gedanken ergänzte sie: „Bei der nächsten Schlüsselübergabe bin ich weg, ohne Rückkehr.“

Nachruf auf Elise Donder

gest. 01. März 2025



Text, Foto Gertrud Grins

Seit 2004 (Ausgabe 12) war Elise Donder aktives Mitglied im Redaktionsteam der Zwischentöne. Ihre Kenntnisse waren – ganz besonders im Bereich der Biologie – überdurchschnittlich groß. Ihr Wissen war bemerkenswert, ihr Sprachempfinden beeindruckend. In ihren Beiträgen suchte sie nach Wörtern, die ihre Gefühle bestmöglich auszudrücken vermochten. Weil Wörter so kostbar sind, so empfand sie, sollte man sie sparsam und klug einsetzen, besonders beim Schreiben.

In ihren Prosatexten und ihrer Lyrik ließ sie den Leser:innen Raum für eigene Interpretationen. Ihre Gedichte waren tiefgründige Gedankensplitter.

Sie war eine gewissenhafte Leserin der eingereichten Beiträge, in Grammatik und Interpunktion firm. Dabei trug sie ihre Kritik immer behutsam vor, bedacht darauf, niemanden zu verletzen.

Auf Elise konnten wir uns verlassen. Sie wird uns in der Redaktionsarbeit fehlen, aber noch mehr vermissen wir sie als den liebevollen Menschen, der sein Leben, sein Leiden und den viel zu frühen Tod getrost in Gottes Hände legte.

Nun müssen wir ohne sie auskommen.

Liebe Elise, wir werden weiterhin versuchen, vor unseren Leser:innen zu bestehen.

Elke, Engelbert, Gertrud, Josée, Karl-Heinz und Miriam

Nachruf auf Professor Wilm Peter Möllmann

Text, Foto Engelbert Kerkhoff



Am 03.02 2025 verstarb unser geschätzter Kollege Wilm Peter Möllmann.

Professor Möllmann war im Fachbereich 06 (Sozialwesen) der Hochschule Niederrhein Jahrzehnte tätig als Diplom-Psychologe mit dem Arbeitsschwerpunkt Sozialpsychologie und psychologische Methoden. Seine anwendungsbezogene anschauliche Lehre konkretisierte sich in den Praxisfeldern der „Beratung in der Sozialen Arbeit“ so wie in der intensiven Aufarbeitung von Fragen sozialpsychologischer Problemsituationen in Familie, Erziehung und Partnerschaft.

Seine wissenschaftliche Arbeit in Forschung und Lehre war fokussiert auf eine praxisnahe Umsetzung, die sich als „Näher am ganzen Menschen“ (siehe Schriftenreihe des Fachbereichs Sozialwesen, Band 24, 1999) verstand.

Wir werden Herrn Professor Möllmann in würdiger Erinnerung behalten und gehen davon aus, dass sich auch in Zukunft seine Denkanstöße verlebendigen in der Sozialen Arbeit mit der „Sanften Brille“ – und in „EntspannungsBrücken“ als „Methode, Mittel und Medium für die Arbeit mit Einzelnen und Gruppen“.

een vogelgedicht

een vogelgedicht
is een gedicht met veertjes
met bonte veertjes
of zwarte of witte
of blauwe of bruine
het hoeft niet te rijmen
maar het moet wel vleugels heb-
ben
en kunnen vliegen
dat wel

ein vogelgedicht

ein vogelgedicht
ist ein gedicht mit federn
mit bunten federn
oder schwarzen oder weißen
oder blauen oder braunen
es braucht sich nicht zu reimen
aber es braucht flügel
und muss fliegen können
das schon

Text Josée Hümpel-Langen

Die kleine Rose

Text, Bild Elise Dander

E-Mail vom 28.10.2015

Liebe Freundin,

die kleine Rose steht in einem dünnen Wasserglas auf unserem Esstisch am Wohnzimmerfenster.

Was sie schon alles erlebte:

Zuerst kam Florence, eine kongolesische Bekannte, die ich im Deutschen jede Woche fördere. Dieses Mal hatten wir uns entschlossen, uns nur zu unterhalten, denn dabei lernt man ja auch!

Die kleine Geburtstagsrose stand auf dem Kaffeetisch mit neugierig vorgerecktem rotem Blütenkopf.

Am nächsten Tag kam ein Lokführer aus Lindau zu Besuch, und die beiden Kollegen Walter und mein Mann, Reinhold, erzählten von alten Zeiten und wie froh sie seien, sich nicht mehr die Nächte um die Ohren schlagen zu müssen. Die kleine Rose kippte in ihrem Wasserglas weiter nach vorn. Um besser hören zu können, oder vielleicht weil ihr aufblühender Kopf ein wenig schwerer geworden war? Drei Tage nahm sie Anteil an Abendbrot- und Frühstücksgeschichten. Dann stieg der Lokführerfreund in seinen Zug, und es wurde um die Rose herum aufgeräumt, denn der nächste Besuch hatte sich angesagt.

Die kleine Rose hatte inzwischen beschlossen, nicht zu verwelken und abzublätern, sondern Helga, die Schulfreundin aus Bochum, zu erleben. Wieder wurde gegessen und getrunken, und man beschloss, in den Botanischen Garten zu gehen.

Es war schon fast dunkel, als Helga und ich an den Tisch zurückkehrten und, Kuchen essend, begeistert von seltenen Blumen, Blattmustern und Blütenformen berichteten. Dabei blätterten wir in einem Buch aus dem Pflanzenreich, dem Reich der Rose, und nannten merkwürdige Namen: Knöterich und Ampfer, Akanthus und Euphorbia. Die kleine Abgeschnittene in ihrem Glas war ganz aufgeregt. „Rosa“ und „Rosacea“ hatte sie gehört. Seitdem träumt sie. Ihr Köpfchen ist noch etwas weiter vornübergekippt.

Vielleicht erholt sie sich bis zum nächsten Besuch.

Das werden die munteren Urlaubsrückkehrer am Freitag sein.

Viel Neues könnte sie erfahren!

Soweit erst einmal die Geschichte von Deiner kleinen Rose.

Viele Grüße

Elise



Eine Zeitzeugin erzählt

Das „*kleine*“ Paradies der Erinnerungen

Weihnachten vor rund 80 Jahren

Text Gisela Blasius

„Die Erinnerung ist das einzige Paradies, woraus wir nicht vertrieben werden können.“

- Jean Paul

Es sind keine großen Erlebnisse, aber viele kleine, positive und komische Begebenheiten aus der Kriegs- bzw. Nachkriegszeit, von denen ich hier berichten möchte. Ich, als damals knapp 10-jähriges Schulmädchen, zehre noch jetzt von diesen uneigennütigen Gesten, die uns von verschiedenen Menschen entgegengebracht wurden.

Weil es zu Kriegsende kaum noch Süßigkeiten zu kaufen gab, haben wir uns das Marzipan zum Fest selbst mit Grieß, etwas Zucker und Bittermandelöl – was es noch gab – gemacht und mit Zimtersatz Farbe gegeben sowie lustige Figuren daraus geformt. Obst und Gemüse aus dem Garten wurde einge„weckt“, auch die Bickbeeren, die wir im Wald gesammelt hatten. Meine Oma war eine sehr patente Frau, die sozusagen aus „Schiene Rosinen“ machte. Aus Vaters Anzügen wurden für meinen Bruder Hosen und Jacken genäht. Brillenbügel und die Topfdeckelgriffe wurden mit Kupferdraht „repariert“.

Wir lebten bei Bremen, Vater war im Krieg, und so mussten wir uns selbst helfen: Damals haben wir von dem öffentlichen Feldweg, der mit Holzbohlen verstärkt war, eine große Bohle bei Nacht und Nebel geklaut, damit wir im Winter was zu heizen hatten. Wir haben diese am Graben gelagert und mit Gras zugedeckt. Das muss wohl jemand „spitzgeklaut“ haben, denn plötzlich erschien der Grollander Gendarm Grabau, als meine Oma allein zu Hause war. Er sah sich auf dem Grundstück um, aber ich denke, er hat aufgrund der damaligen schwierigen Situation ein Auge zugedrückt und zog ab, als ob er nichts gesehen hätte.

Weil im Krieg Strom gespart werden musste, gab es manchmal auch im Winter eine „Stromsperre“. Wir sahen das ganz positiv und spielten mit der ganzen Familie in dunkler Stube „Ich sehe was, was du nicht siehst!“. Weil wir unsere Heißluftheizung wegen Brennstoffmangel nicht mehr betreiben konnten, wurde ein sogenannter „Kanonenofen“ in der Stube aufgestellt,

der dann manchmal richtig glühte. Oma wollte sich die Füße wärmen und sah nicht, dass die Kreppsohlen ihrer Hausschuhe schon zu nah am Ofen waren. Plötzlich stank es, und die „Kreppsohlen“ waren schon geschmort.

Vor Kriegsende sind wir noch vor den Truppen zur Tante Martha in die Lessingstraße geflüchtet. Sie hat dort in ihrem Haus mehrere ausgebombte Familien und uns beherbergt. Bei Bombenangriffen haben wir im Keller der Schule Lessingstraße in Etagenbetten geschlafen. Wir haben später an der Ecke St.-Jürgen-Straße gestanden und die einrückenden Truppen gesehen. Die Amerikaner saßen lässig in ihren Jeeps und ließen die Beine draußen baumeln.

Die evangelische Gemeinde war damals noch in der Holzbarackenschule in Grolland untergebracht. Wir hatten keinen Pastor, aber Vikar Schmidt hielt Gottesdienste und leitete die Jugendgruppen. Von der Gemeinde bekamen wir zu Weihnachten selbstgefertigte Spielsachen. Ich kann mich noch erinnern: Mein Bruder kriegte ein kleines Schiff aus Holz, womit er selig spielte. Wir waren zufrieden, wenn wir zu Weihnachten selbstgestrickte Handschuhe und Schals bekamen. Nur bei den Schuhen für uns Kinder haperte es. Ich sehe es jetzt noch an meinen großen Zehen, die durch nicht passende, enge Schuhe ganz krummgebogen sind.

Weihnachten 1947

An Weihnachten 1947 denke ich aus mehreren Gründen gerne zurück. Mein lieber Onkel Kalli (mit der tollen Stimme, die ich so gern hörte) war bei den amerikanischen Besatzern in Schwachhausen als Heizer

und Mann für alles beschäftigt. Er selbst hatte noch keine Kinder und hat uns als seine Kinder (wir trugen ja den gleichen Nachnamen) mit zur Weihnachtsfeier der „Amis“ genommen – Mutti war auch mit. Es war eine tolle Weihnachtsfeier nach amerikanischem Stil. Dort bekamen wir praktisch unser erstes Eis – es hat wunderbar geschmeckt. Vom Weihnachtsmann bekamen wir u.a. das Affenspiel, welches wir noch jahrelang mit Freude gespielt haben.

Im Winter sind wir auf dem zugefrorenen Bombenloch neben unserem Haus und den Gräben gern Schlitten gefahren. Das Bombenloch entstand kurz vor Kriegsende. Unser Haus wurde beschädigt, und wie selbstverständlich kam unser lieber Onkel Kalli, um meiner Mutter bei der Beseitigung der Schlamm-massen und Aufräumarbeiten zu helfen.

Bei eisiger Kälte haben wir alle Betten ins Wohnzimmer geschafft. Die Innenwände glitzerten vom Eis. Der Atem fror an der Bettdecke fest. Tagsüber waren wir Kinder, zum Teil auch Erwachsene, in der „Wärmehalle“, die in der alten Schulbaracke eingerichtet war.

Lehrer Kosack war für meinen (inzwischen verstorbenen) Mann ein beliebter Lehrer an der Grollander Schule. Damals gab es für die Schulkinder von den Amerikanern immer Schulpakete. Ich kann mich noch erinnern: Blockschokolade, Knusperriegel, Kaugummi (!!!), Plumpudding und noch andere schöne Dinge. Lehrer Kosack nahm den Kindern diese Pakete in seiner Klasse ab, nicht um sie für sich zu haben, nein – er sammelte diese, und dann gab es zu Weihnachten eine Feier, und die Kinder hatten einen Haufen Süßes zu Weihnachten! Die sogenannte Schul-

speisung ist jetzt auch über 70 Jahre her.

Wir nahmen immer einen Henkeltopf zur Schule mit. Mütter verteilten die Speise umschichtig, und Mutter war auch einmal dabei. Ich kann mich noch an die Erbsensuppe (mit Keksen!) erinnern.

Ich denke gerade in der jetzigen Zeit gerne liebevoll an die Weihnachtszeit vor ca. 80 Jahren zurück.

Ich habe gute Erinnerungen an das Positive in der Kriegs- und Nachkriegszeit, seien es der Gendarm, mein lieber Onkel Kalli, die Tante Martha, meine Oma (für mich als Vorbild – ich lernte von ihr das Plattdeutsch), die Gruppe aus meiner Gemeinde, manche „Amis“, Lehrer Kosack und andere...

*Mein Motto: „Kiek nich int Muuslock, kiek in de Sünn!“
(Wilhelm Kaisen, ehemaliger Bürgermeister von Bremen)*

Über die Autorin

Gisela Blasius, geb. 1936 in Bremen, Lyzeum bis 1952, „Tippse“ gelernt, später diverse Jobs, auch über längere Jahre. Nach der Berentung im Jahr 1996 nach Mönchengladbach gezogen, dann der Liebe wegen 2005 nach Bremen, 2023 wieder nach Mönchengladbach zu den Kindern. Gisela Blasius hat zu Events Gedichte verfasst und viel geschrieben, wenn sie irgendetwas sehr berührt hat. Sie hält Lesungen und hat eine Familienchronik (1843 – 2024) verfasst.

Vor 100 Jahren: Ende der belgischen Besatzung in Mön- chengladbach

Text Karl-Heinz Thifessen

Das Jahr 1926

Nach mehr als sieben Jahren belgischer Besatzung ging am 1. Februar 1926 für die Menschen in den Gebieten des nördlichen Rheinlandes der lang gehegte Ruf nach Befreiung in Erfüllung. In einer Zeit, in der die Dolchstoßlegende den realistischen Blick auf die Niederlage im Ersten Weltkrieg vernebelte, endete er für viele Menschen nun erst wirklich.

Auf der Grundlage von Artikel 429 des Versailler Friedensvertrages stimmten die alliierten Regierungen darin überein, früher als geplant die militärisch besetzten Gebiete der sogenannten Zone 1 zu räumen. Trotz langer Unsicherheit rückte damit auch für den Kreis Mönchengladbach der ersehnte Tag näher. Patriotismus und vaterländischer Überschwang erreichten nach der Niederlage von 1918 wieder einen Höhepunkt. Bereits in den Tagen zuvor wurden in allen Teilen der Stadt nationalbewusste Feiern vorbereitet. Punkt Mitternacht von Sonntag, den 31. Januar auf Montag, den 1. Februar begannen die Veranstaltungen

mit Glockengeläut, Turmbläsern, Umzügen, Böllerschüssen, Musik- und Redebeiträgen.

Zur Vorgeschichte

Als Folge des verlorenen Ersten Weltkrieges musste die provisorische Reichsregierung einwilligen, alle deutschen Truppen bis Anfang Dezember 1918 zu entwaffnen. Militärische Einheiten der Siegermächte Frankreich, Belgien, Großbritannien und USA nahmen nun die linksrheinischen Gebiete sowie drei Brückenköpfe auf der rechten Rheinseite in Besitz. Belgien beteiligte sich am internationalen Besatzungsregime mit über 20.000 Soldaten und besetzte in den ersten Dezembertagen 1918 das nördliche Rheinland. Die übergeordnete Kommandozentrale der interalliierten Rheinlandkommission hatte ihren Sitz in Koblenz und befahl von dort aus die Besatzungsangelegenheiten. Das Gebiet wurde in Zonen aufgeteilt. Die Städ-

te Mönchengladbach, Rheydt und Krefeld gehörten zur sogenannten Zone 1.

Der Versailler Vertrag bestätigte 1919 diese Bestimmungen und befristete die Anwesenheit der fremden Truppen bis 1935.

Das Rheinlandabkommen bildete seit Januar 1920 die rechtliche Basis.

Die Besetzung verfolgte in erster Linie zwei Aufgaben:

- 1) Dem französischen und belgischen Sicherheitsbedürfnis vor einem erneuten Aufstieg Deutschlands zur Großmacht Rechnung zu tragen. Dazu gehörte auch die Entmilitarisierung.
- 2) Die Überwachung der hohen Reparationszahlungen Deutschlands an die Siegermächte.

Während britische Truppen das Gebiet südlich der Linie Düsseldorf-Eupen besetzten, erhielt Belgien das nördliche Rheinland. Zu den ersten Amtshandlungen der Besatzer gehörte die Auflösung der sozialistischen Arbeiter- und Soldatenräte, welche als sichtbare Auswirkungen der Novemberrevolution unmittelbar nach Kriegsende die Verwaltung in den Kommunen übernommen hatten. Stattdessen arbeiteten die neuen Herrscher mit den Beamten aus vorrevolutionärer Zeit zusammen.

Politische Umwälzungen und die katastrophale Ernährungslage erzeugten Unruhen in der Bevölkerung und prägten die Stimmung in hohem Maße. Schlagartig wurde den Menschen klar: Kaiserreich und preussische Ordnung existierten nicht mehr. Aus diesen Gründen ließ sich beim Einrücken der Besatzungstruppen auch eine gewisse Erleichterung seitens der Einwohner:innen feststellen. Zumindest hoffte man auf etwas mehr Ruhe und Ordnung.

Erste belgische Quartiermacher tauchten in den Abendstunden des 4. Dezember 1918 in Mönchengladbach auf.

Um die Mittagszeit des folgenden Tages rückten Truppen – aus Richtung Rheindahlen kommend – nach und begründeten im Restaurant **Abteihof** an der Hindenburgstraße den Sitz der Ortskommandantur. Von hier aus gingen schon bald Befehle und Anordnungen in die Stadt und den gesamten Umkreis.

Zunächst requirierten die Belgier Lokalitäten für eigene Behörden sowie Quartiere für Offiziere und Mannschaften. Freizeiteinrichtungen wie Kinos und Sportanlagen folgten. Die zwangsweise Unterbringung verschärfte in der Stadt die ohnehin vorhandene schwere Wohnungsnot.

Zwei Tage nach dem Einmarsch untermauerte der belgische König mit einem Besuch seiner Landsleute in Mönchengladbach die neue Machtposition.

Alltag unter der Besatzung

Zahlreiche Erlasse der neuen Herren sorgten bei den Einwohner:innen schon bald für Missstimmung oder stießen auf blanke Ablehnung. Vor allem die Grüpplichkeit gegenüber belgischen Offizieren und die Weisung, den fremden Soldaten stets Platz zu machen blieben, obwohl sie schon nach kurzer Zeit wieder abgeschafft wurden, als blanke Schikanen noch lange im Gedächtnis der Bevölkerung haften.

Mit Bitterkeit nahmen die Menschen die sofortige Umstellung der Uhrzeit um eine Stunde an öffentlichen Gebäuden und Kirchen hin. Die damals aktuelle belgische Zeit lag um eine Stunde hinter der deutschen zurück. Weiterhin blieben Gaststätten geschlossen, nach 19:00 Uhr durfte niemand ohne offizielle Erlaubnis der Besatzer öffentliche Straßen betreten. Bahn-,

Post- und Telegramm-Verkehr wurden bis auf weiteres verboten.

Die Berichterstattung der Zeitungen unterlag einer strengen Zensur. Auf dem Rathaus der Stadt wehte die belgische Flagge.

Wie sehr die Belgier den Zorn der Bevölkerung fürchteten, wird in einem Befehl des belgischen Kommandeurs Oberstleutnant Rotebaert deutlich, nach dem – zur Gewähr der Sicherheit seiner Besatzungssoldaten – täglich drei Geiseln aus der deutschen Bevölkerung 24 Stunden lang im Rathaus verbleiben mussten.

Viele Bürger:innen der Stadt sahen in diesen Anordnungen und im Verhalten der Besatzer nichts anderes, als Vergeltung für die bis 1918 anhaltende deutsche Besatzung in Belgien.

Ausschreitungen und Übergriffe waren an der Tagesordnung. Große Bestürzung löste in der Bevölkerung der Abriss des Bismarckdenkmals am 12. Februar 1919 aus.

Seit Jahrzehnten zierte das Abbild des Reichsgründers den gleichnamigen Platz. Mit einem vorgespannten LKW zerrten die Besatzer es ruckartig von seinem hohen Sockel. Ein Stück Identifikation mit dem Kaiserreich ging damit verloren. Nur knapp gelang es, das Standbild Kaiser Wilhelm I. am Kaiserplatz (heute Adenauerplatz) zu retten. Mutige Bürger:innen hatten sich zusammengetan und das komplette Denkmal mit Brettern verkleidet.

Zahlreiche Eingaben und Beschwerden an die örtliche Verwaltung belegten den oft rücksichtslosen Umgang mit den Bewohner:innen.

Ein tragisches Ereignis geschah am 3. April 1919.

Dazu gaben die beiden beteiligten deutschen Polizisten folgendes zu Protokoll:

„Bericht über die Erschießung eines Mannes durch einen belg. Posten am 3. April 1919

Die unterzeichneten Beamten standen in den Nachmittagsstunden des in Rede stehenden Tages auf der Hindenburgstraße vor der kleinen Unterführung am Elektr. - Werk, als in unmittelbarer Nähe ein Schuß fiel. Sofort sammelte sich vor einem Straßenbahnwagen mit Anhänger, der sich kaum in der Richtung zum Bahnhof in Bewegung gesetzt hatte und höchstens 2 Wagenlängen von der Wartestelle entfernt hielt, eine größere Menschenmenge an.

Wir begaben uns an Ort und Stelle und stellten fest, daß der Sohn des Fuhrunternehmers Müller aus Neuwerk mit einer Schußwunde am Kopfe getroffen auf dem Hinterramp des Motorwagens lag.

Bartels I bemerkte wie ein in der Nähe stehender bel. Soldat die Kammer an seinem Gewehr zumachte.

Er stellte denselben zur Rede und frug ihn, was er gemacht habe. Anstatt zu antworten entfernte sich der sehr erregte Soldat und nahm seinen Posten am Gebäude des Elektr.-Werkes wieder ein. Während Bartels I den auf dem Motorwagen liegenden Verletzten in den Wagenschuppen fahren ließ und Feuerwehr und vorgesetzte Behörde telegraf. benachrichtete, hielt ich (Jansen II) die sehr erregte Menschenmenge zurück. Mittels Krankenwagens wurde der Schwerverletzte alsdann zum Krankenhause transportiert.

Bemerkt sei noch, daß durch telegraf. Benachrichtigung hin der Herr Krim. Ober-Inspektor Berger erschien dem das Geschehen unsererseits sofort mitgeteilt wurde.

Einige Tage nachher fand die Vernehmung des Pol. Ass. Bartels I durch belg. Offiziere im Büro des Elektr.-Werkes statt. Auch zum Termin vor dem Kriegsgericht in Crefeld mußte B. erscheinen, wo der beschuldigte Soldat freigesprochen wurde.“¹(sic)

Für die Menschen folgten Jahre des wirtschaftlichen Niederganges in bitterer Armut und extremer Nahrungsmittelknappheit. Tiefpunkt war das prall mit inflationären Milliarden- und Billionen-Mark-Scheinen gefüllte Krisenjahr 1923 in dem es nur wenigen gelang, die Lebensgrundlagen zu sichern. Separatisten versuchten während dieser Zeit – mit Unterstützung der Besatzungskräfte – die labilen politischen Verhältnisse zu nutzen, um das Rheinland vom Reich abzukoppeln. Letztendlich scheiterten jedoch alle Putschversuche am Widerstand der Bürger:innen.

31. Januar 1926

Endlich war es soweit: Nach mehr als sieben Jahren kündigte sich das Ende der ungeliebten Besatzungszeit für die Zone 1 an.

Seit Tagen spürte man eine feierliche Unruhe.

Stunden vor Mitternacht zogen bereits Musikkapellen durch die Straßen der Stadt, begleitet von Fackelträ-

gern der Feuerwehr. Diesen ungewohnten und zuvor verbotenen Aktivitäten gesellten sich, trotz ungemütlicher Witterung, zahlreiche Bürger:innen hinzu.

Hohe Vertreter der Stadt, an der Spitze Oberbürgermeister Gielen, besuchten um 17:00 Uhr einen Dankgottesdienst in der vollgefüllten Münsterkirche.

Gegen Abend brachten mit den Reichsfarben geschmückte, überfüllte Straßenbahnen zahlreiche Menschen aus den Außenbezirken in die Stadt. Vor dem Landgericht an der Hohenzollernstraße versammelten sich bis 23:00 Uhr Hunderte, um von dort aus in einem Fackelzug über die Eickener- und Hindenburgstraße zum Alten Markt zu ziehen, wo die Hauptkundgebung Punkt Mitternacht begann. Kurz zuvor eröffneten Glockengeläut, Fanfaren und Turmbläser die feierliche Zeremonie.

Im Mittelpunkt standen Gesangsvorträge und patriotische Reden. Nach Beendigung des offiziellen Teils feierten die Menschen in den Gaststätten der Stadt bis in die Morgenstunden hinein.



Kaum zwei Monate später untermauerte Reichspräsident Paul von Hindenburg den Anspruch auf die nun vollkommen von den Besatzungsmächten geräumten Gebiete und besuchte das Rheinland im März 1926, darunter auch die Städte Mönchengladbach und Rheydt.

100 Jahre danach

Erst nach einer weiteren Kriegskatastrophe erkannten die Völker Europas, dass nur ein friedliches Miteinander wirklich stark und sicher macht. Einzelne nationale Egoismen rückten beiseite, als 1957 sechs europäische Länder – unter ihnen auch Belgien und Deutschland – in Rom die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) gründeten. Diese „Römischen Verträge“ erwiesen sich als Start für ein Erfolgsmodell in ökonomischer und politischer Zusammenarbeit, das es bislang weltweit nicht gab und uns eine lange Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs und inneren Friedens beschert. Bis heute erwuchs daraus ein Staatenverband mit 27 Ländern.

Auch wenn mittlerweile nationales Denken stärker um sich greift und am Rand der Europäischen Union kriegserische Ereignisse Angst und Schrecken verbreiten, besteht zur Zeit kein Zweifel am weitem friedlichen Zustand innerhalb des Bündnisses, in dem auch Belgien und Deutschland sehr gute nachbarschaftliche Beziehungen pflegen.

Zu den europäischen Partnerstädten, mit denen Mönchengladbach besonders eng verbunden ist, gehört auch die ostbelgische Stadt Verviers.

1. Stadtarchiv Mönchengladbach, Sign, 3/1262

2. Löhr, Wolfgang (Hrsg.) (2003): *Loca Desiderata*, Mönchengladbacher Stadtgeschichte. Band 3.1. Köln: Rheinland-Verlag GmbH

3. Thielen, Katharina (2013): *Nach dem Krieg: Die alliierte Rheinlandbesetzung 1918-1930*.

Online: <https://www.regionalgeschichte.net/index.php?id=14577>, (Letzter Aufruf: 10.11.2025)

4. Wikipedia (o.J.): *Alliierte Rheinlandbesetzung*. Online: [https://de.wikipedia.org/wiki/Alliierte Rheinlandbesetzung](https://de.wikipedia.org/wiki/Alliierte_Rheinlandbesetzung), (Letzter Aufruf: 10.11.2025)

brief aan de dichter

schrijf alstublieft niet meer
van die rare gedichten
liever minder
beter nog; geen een
dan heeft niemand er last van
en krijg je ook niet
zo`n
boekje-waar-niemand-wat mee-kan cadeau

voorpret

ik wou naar huis
op weg naar tenerife
al die mensen in dat vliegtuig
werkten me op mijn zenuwen
ik verheug me nu al
op de terugreis

brief an den dichter

schreib bitte nicht mehr
diese schrägen gedichte
schreib lieber weniger
oder besser noch: kein einziges
dann stört es niemanden
und dann bekommt man auch nicht
so ein
büchlein-mit-dem-niemand-etwas-
anfangen-kann geschenkt

vorfreude

ich wollte nach hause
auf dem weg nach teneriffa
all diese menschen in dem flieger
gingen mir auf die nerven
ich freue mich jetzt schon
auf den rückflug

Text Josée Hümpel-Langen

Kijk eens naar het vogeltje

Vogeltje zegt piep

Kat kijkt naar het vogeltje

Vogeltje zegt pieppiep

Vogeltje zoekt moeder

Vogeltje zegt pieppieppiep

Vogeltje zoekt vader

Vader weg

Moeder weg

Vogeltje weg

Hap

Moeder zoekt het vogeltje

Vader zoekt de kat

Schau mal nach dem Vögelchen

Vögelchen sagt piep

Die Katze schaut auf das Vögelchen

Vögelchen sagt pieppiep

Vögelchen sucht Mutter

Vögelchen sagt pieppieppiep

Vögelchen sucht Vater

Vater weg

Mutter weg

Vögelchen weg

Happ

Mutter sucht das Vögelchen

Vater sucht die Katze

Text Josée Hümpel-Langen

Bhutan – *Im Land des Donnerdrachens*

Text Gertrud Grins, Fotos Dieter Grins

Eine Grenzstadt – zwei Welten

Gerade noch schlängelt sich unser Kleinbus durch den indischen Teil von Phuentsholing. Menschen eilen durch die Straßen, sind emsig beschäftigt. Händler bieten laut und bunt ihre Waren an. Dann rollen wir durch ein Stadttor und sind in Bhutan. Stille.

Die gepflegten breiten Straßen sind leer. Es gibt kaum Verkehr. Wo sind die Menschen, die in diesem Teil der Stadt Phuentsholing leben? Der Parkplatz vor dem Hotel Gongkhar scheint verwaist. Wir steigen aus. Wir, das sind zwei deutsche Ehepaare, die 2016 den Himalaya-Staat Bhutan kennenlernen wollen und von Indien aus einreisen.

Das Empfangsritual

In der weiten Eingangshalle des Hotels begrüßt uns ein junger Mann mit verhaltenem Lächeln: „Ich bin Jampa, ihr Reiseleiter.“ Er lässt uns Tee servieren. Jampa spricht Deutsch. Er trägt die Nationaltracht: knielanger **Gho** mit breiten, weißen Stulpen, schwarze Kniestrümpfe, schwarze Lederslipper. Alles blitzsauber, alles sitzt perfekt.

Draußen lädt der Fahrer, ebenfalls in Nationaltracht, unser Gepäck in einen schneien Toyota-Mehrsitzer.

Doch ehe wir losfahren, müssen noch die Einreiseformalitäten erledigt werden. Unsere Visaanträge sind im PC gespeichert. Nach Fotoabgleich und Fingerprint wird uns das Visum in den Reisepass gestempelt.

Damit sind wir offizielle Gäste im Land des Donnerdrachens.

Bis zum Abend sollen wir in Thimphu sein. Das ist die Hauptstadt des Landes. Wir kommen auf der Passstraße zügig voran. Am Wegesrand unter Felsvorsprüngen sehen wir immer wieder Gruppen aus Lehm geformter Ministupas (**Tsa-Tsas**). Sie sind mit der Asche eines Verstorbenen oder mit Gebets-Texten gefüllt, erfahren wir von Jampa. Wer sie aufstellt, hofft auf ein gutes Karma, wodurch sein Weg zur Erleuchtung verkürzt wird.

Auf der Passhöhe halten wir an einem *Chorten*.¹ Eine Frau meines Alters umrundet nach buddhistischem Ritual den Kultbau – dreimal im Uhrzeigersinn. Dazu schwingt sie eine Gebetsmühle. Wir schließen uns ihr an. Vernehmlich murmelt Jampa: „**Om ma ni pae mey hun. (Oh du Juwel in der Lotusblüte).**“



Dieses Mantra beten wir Buddhisten von Kindesbeinen an“, versichert er uns.

Zur Mittagszeit halten wir an einem Gasthof am Straßenrand. Er hat zwei Eingangstüren. An unserer Tür steht: „important people only“. Abgeschirmt von den einheimischen Gästen serviert man uns ein Touristen-Menü. Beim Essen blickt die Königsfamilie auf uns herab. Ich empfinde ein gewisses Unbehagen. Zu der sichtbaren gibt es eine unsichtbare Wand, die das Drachenvolk (**Drukpas**)², so nennen sich die Bürger:innen Bhutans, und uns Eingereiste trennt.

Staat und Regierung

Bhutan wird gerne mit der Schweiz verglichen. Das Land ist ähnlich groß. Es ist allerdings von den Sechs- und Siebentausender Gipfeln des Himalayas umringt, eingepfercht zwischen den übergroßen Nachbarn China und Indien.

Zu Indien sind die Beziehungen eng. Mit indischen Rupien kann man auch in Bhutan zahlen³. Im ganzen Staatsgebiet leben nur 745.000 Menschen (2015). Die Amtssprache ist Dzongkha, ein dem Tibetischen verwandter Dialekt. Im Osten spricht man Sharchopkha, im Süden Nepalesisch. Es besteht Schulpflicht. Die Unterrichtssprache ist Englisch. Eine eigene Universität hat Bhutan inzwischen auch. Die Studenten an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät müssen sich sowohl mit dem Bruttosozialprodukt als auch mit dem **Bruttonationalglück** auseinandersetzen.

Dass die Bewohner:innen Bhutans zu den besonders glücklichen Menschen zählen, wird gerne verbreitet.

Seit 1999 gibt es Fernseh- und Internet-Zugang.

Smartphones sind für die junge Generation eine zum Nationalglück gehörende Errungenschaft.

Bhutan ist seit 1907 eine konstitutionelle Monarchie.

Der Mahayana Buddhismus ist Staatsreligion. Bei der Gründung des Staates waren die Briten beteiligt.

Der seit 2006 regierende König Jigme Wangchuk (geb. 1980) sorgt sich um alle, Schulbildung und der Gesundheits-Service seien kostenlos, jedes Dorf habe einen Gesundheits-Assistenten, so versichert uns Jampa. Auf die Zahngesundheit achtet der allerdings nicht. Das verrät ein Blick in die zahllosen, fast zahnlosen Münder der älteren Generation. Das Bethel-Kauen sei der Grund für die schlechten Zähne, sagt man uns.

Kleidervorschriften

Die zu Beginn beschriebene traditionelle Kleidung ist für die Männer, die für den Staat oder für ein Kloster arbeiten und als Schuluniform, ein Muss. In der Freizeit bevorzugen die jungen Männer in den Städten

westliche Kleidung. Ich kann mich nicht entsinnen, ein Mädchen in Jeans gesehen zu haben. Zum Wickelrock (**Khira**) tragen die Frauen Blusen und/oder Jacken.

Klöster und Klosterburgen

Es gibt ca. 3000 buddhistische Klöster im Land. Immer wieder brannten sie im Laufe der Jahrhunderte ab und wurden wieder aufgebaut, z. T. größer und prächtiger als zuvor. Das gilt besonders für die Klosterburgen (**Dzongs**). Sie wurden zur Landesverteidigung an strategisch wichtigen Stellen errichtet. Dzongs sind Klöster und Verwaltungszentren zugleich. Sie werden vom Militär bewacht. Wer sie besuchen will, muss korrekt gekleidet sein. Zur Nationaltracht müssen die Männer zusätzlich den **Kabney**, einen Rohseidenschal, anlegen.

Die Hauptstadt Thimphu

Das Hotel in **Thimphu**, das wir am Abend erreichen, ist unerwartet komfortabel ausgestattet. Die Stadt (105.000 Einwohner:innen) gilt zwar als die verträumteste Hauptstadt der Welt, aber es gibt viel, das sich hier zu besichtigen lohnt.

Zuerst führt man uns zum Regierungssitz dem **Tashicho Dzong**. In ihm befindet sich der Thronsaal. Zudem sind darin die Ministerien und die Nationalversammlung untergebracht. Der Zutritt ist uns allerdings nur im Bereich des Klosters gestattet. Die Gemälde wildblickender böser Geister im Eingangsbereich schrecken uns ein wenig ab. Unser Handgepäck wird elektronisch durchleuchtet, die Schranke geöffnet. Erwartungsvoll schauen wir uns um. Zwei Mönche winken einladend. Wir dürfen den Schutzgott-Tempel mit Tempelsocken betreten. Bewun-



dernd stehen wir in diesem reichgeschmückten Ort der Kontemplation.

Das Nonnenkloster **Drubthob Goemba** besitzt eine wesentlich kleinere und ältere Tempelanlage.

Eine 13-jährige Novizin mit geschorenem Kopf führt uns durch ihr bescheidenes „Reich“. Sie scheint es zu genießen, mit uns Englisch sprechen zu können.

Danach halten wir am weitläufigen **National Memorial Chorten**. Wir umrunden ihn mit den vielen Einheimischen, die gekommen sind, um dem Gesundheits-Buddha zu huldigen und Butterlampen anzuzünden.

Im Thimphus ältestem Tempel **Kyichu Lhakhang** wundern wir uns über die vielen jungen Eltern mit ihren Kindern. Jampa berichtet uns: Die Eltern lassen hier ihre Kinder segnen. Es ist eine Art Taufe. Für Neugeborene sucht ein Lama den Namen aus. Die Eltern

fügen einen zweiten Namen hinzu. Familiennamen gibt es offiziell nicht. Für den Reisepass müssen wir einen erfinden.

Ehe wir endgültig von Thimphu aufbrechen, fahren wir hinauf zur **Dordenma Buddha-Statue**, die auf ihrem Felsmassiv mit einer Höhe von 51,5 Meter golden glänzend die Hauptstadt überragt. Seit 2015 ist die Anlage fertig. So gigantisch wie die Buddha-Statue ist auch die darunterliegende Meditationshalle mit ihren 125.000 Buddha-Figuren⁴ aus vergoldeter Bronze. Eine unfassbar verschwenderische Pracht.

Unterwegs in Bhutan

Die Passstraße nach **Punakha**⁵ ist staubig und steil, nur im Schneckentempo zu befahren. An den Hängen der Flüsse und in den Hochtälern sind Dörfer entstanden. Wie, um Himmelswillen, frage ich mich, konnten sich Menschen in dieser Gebirgswelt ansiedeln und überleben?

Wir besichtigen eines der Dörfer. Die Wohnhäuser sind aus Lehm, Natursteinen und Holz erbaut. Die Balken sind kunstvoll gefügt, geschnitzt und farbenfroh bemalt. Im Erdgeschoss befinden sich die Stallungen für die Tiere, darüber liegen die Wohnräume. Das Dach schwebt geradezu auf den Balken. Es schützt die Vorräte, die auf dem offenen Speicher gelagert werden. Die Dachschilden werden zusätzlich von Steinbrocken gehalten. An den Ecken alter Häuser baumeln Penis und Schwert als Symbole für die Wehrhaftigkeit der Bewohner. Eingeladen in ein solches Haus wurden wir nicht.

Beim Anblick des **Punakha Dzongs** vergessen wir alle Strapazen. Diese Wasserburg liegt am Zusammenfluss

von **Pho Chhu** und **Mo Chhu** (Vater- und Mutterfluss). Wir gelangen über eine Holzbrücke in den Tempel und stehen vor einem überdimensionalen Kelch, in dem eine bedeutende Reliquie gut geschützt aufbewahrt wird. In einem der Innenhöfe üben buntgekleidete Bauern ihren Auftritt für das Klosterfest, das wir in wenigen Tagen auf der Rückfahrt besuchen werden.

Das **Phobjika Tal** ist unser nächstes Ziel. Hier überwintern Schwarzhalskraniche aus Tibet. Die fünf Kilometer lange Wanderung ist wegen der Höhe äußerst anstrengend. Wirklich nahe kommen wir den Kranichen dabei nicht.

Über dem **Pele La Pass** – 3420 m hoch gelegen – flattern heftig die Gebetsfahnen. Unsere Begleiter hängen neue hinzu. Sie kennen die gefährliche Gebirgsstrecke, auf der wir unterwegs sind. Es ist die einzige befestigte Straße von West- nach Ostbhan und sie wird zurzeit ausgebaut. Das bedeutet Baustellenverkehr und Stopps bis zu einer Stunde Dauer. Die Bauarbeiter sind Bangladeschis oder Inder. Sie hausen mit ihren Familien im Dreck unmittelbar am Abgrund in provisorischen Zelten.

Nach sechs Stunden erreichen wir das Städtchen **Trongsa**. Wir haben gerade einmal 130 Kilometer geschafft und müssen noch weitere zweieinhalb Stunden durchhalten, denn unser Ziel ist das auf 2800 m gelegene **Bhumtang Tal**. Aufgrund seiner Weite sind die landwirtschaftlich nutzbaren Flächen größer, sie werden im Frühjahr artenreich bestellt. Wieder besuchen wir Kloster um Kloster. Es sind mehr als ich verkraften kann.

Das bedeutsamste und älteste davon ist **Tamshing**, seit 2012 **UNESCO**-Weltkulturerbe. Das alte Gebäude



mit seinen Wandmalereien berührt mich mehr als die schnecken neuen.

Tradition und Buddhismus

Wir kehren zurück nach **Phunaka**. Zum Klosterfest sind auch Touristen als Gäste zugelassen und ich fühle mich in der Runde der festlich gekleideten Einheimischen willkommen. Mir wird ein Platz angeboten, von dem aus ich dem Geschehen bequem folgen kann.

Die Veranstaltung beginnt mit einem Maskentanz. Angeführt von einem kraftstrotzenden Penisträger umtanzen die Männer einen Phallus. Ich empfinde den Auftritt als eine gelungene Persiflage auf den Peniskult. Es folgt der Kriegstanz der Bauern. Ein Einpeitscher dirigiert die

ca. 40 Beteiligten bei ihren wilden Angriffen bis zu ihrem Sieg. Nach einem eleganten Tanz für Paare brechen wir auf.

Gerne wäre ich länger geblieben. Aber ein weiteres Highlight wartet auf uns: der **Dochula Pass** mit seinen 108 Stupas. Bei klarer Sicht kann man von hier oben die 7000er-Kette des Himalayas bewundern. Leider haben die Wolken nicht mitgespielt.

Die beiden letzten Tage verbringen wir in **Paro**. Von dort ist es nicht weit zum berühmten **Tigernest**, dem **Kloster Taktshang**, das an der Felswand in schwindelnder Höhe (3000 m) zu kleben scheint. Der Pfad aufwärts ist für uns zu steil, die Luft zu dünn. Stattdessen besuchten wir das **Kloster Kyichu**. Es ist eines



der ältesten Klöster des Landes, im 7. Jahrh. erbaut. Nur wenige Einheimische nehmen an der Zeremonie der Mönche im Tempel teil. Wir sind die einzigen Fremden.

*Gelernt habe ich bei dieser Reise, dass es **den** Buddhismus nicht gibt.*

Es gibt viele Strömungen und Schulen, die sich untereinander nicht unbedingt wohlgesonnen sind. Buddha, der Erleuchtete, ist kein Gott. In den Klöstern sind neben Buddha-Statuen wichtige Inkarnationen (Gelehrte und Halbgötter, auch Göttinnen) dargestellt. Die Gläubi-

gen besuchen die Tempel, bringen Opfergaben dar, meditieren, drehen die Gebetstrommeln, umrunden die Chorten, stellen Gebetsmühlen an Wasserläufen und Tsa-Tsas an Wegesrändern auf. Wer arm ist, trägt sein Los mit Würde. Er müht sich um ein gutes Karma und hofft nach der Wiedergeburt auf ein besseres Leben. Böse Geister gibt es auch in großer Zahl. Die Gläubigen behandeln sie respektvoll, um sie zu besänftigen.

Begrenzter Tourismus

Für die Menschen im Königreich Bhutan ist der Himalaya Heimat. Sie haben sich den Bedingungen angepasst. Der Buddhismus prägt ihre Kultur, die Herausforderungen der Natur bestimmen ihren Alltag.

Für ein wachsendes Bruttonationalglück braucht das Drachenvolk inzwischen die Einnahmen aus dem Tourismus. Er ist nach der Stromerzeugung der wichtigste Wirtschaftsfaktor. Allerdings fürchten die Verantwortlichen den Verlust der Identität, wenn sich das Land öffnet und die Bewohner mit Menschen aus aller Welt in Kontakt kommen. Deshalb wurde und wird die Zahl der Touristen begrenzt, der Zustrom durch Mindesttagessätze gesteuert und der Aufenthalt reglementiert.⁶ Der König versucht sein traditionsbewusstes Volk behutsam in die Zukunft zu führen, damit in Bhutan auch weiterhin die bunten Fahnen wehen.

1. Chorten (in Tibet Stupas) wurden zum Schutz gegen böse Geister oder zum Andenken an bedeutende Lama (buddh. Lehrer) errichtet.

2. Das Nationalsymbol Bhutans ist der Drache (DRUK). Er spielt in der tibetisch-bhutanischen Mythologie eine bedeutende Rolle.

3. Rupien und Ngultrum werden 1:1 getauscht. 2016 war der Wechselkurs 74 Ngultrum = 1 Euro.

4. Davon sind 100.000 Statuen 20 cm und 25.000 sind 30 cm hoch.

5. Punakha war bis 1955 die Hauptstadt Bhutans.

6. 2016 erhielten nur 2297 Deutsche ein Visum (www.bhutan-travel.de, letzter Zugriff 14.05.2025). Ohne einheimischen Reiseleiter und Fahrer wäre unsere Reise nicht gestattet worden. Die Tagesgebühr betrug pro Person 200,00 US-Dollar.

Akute myeloische Leukämie

Text Elise Donder

heißt meine Krankheit. Endlich eine richtige Diagnose. Früher hieß es vielleicht (wie bei meiner hysterisch veranlagten Tante) „vegetative Dystonie“ oder nach einer wohlwollenden Psychotherapie „depressive Persönlichkeitsstörung“ (Kommentar des Therapeuten: „Die gibt es so gar nicht in der Krankheitsliste, aber damit Sie etwas Konkretes haben ... vielleicht geht's Ihnen damit dann besser...“) oder gar Hypochondrie, ja, wahrscheinlich sogar.

Wie oft habe ich meine Symptome – Müdigkeit, Kopfschmerzen, Angst und Traurigkeit, Unruhige Beine – zum Arzt getragen und mich nicht ernst genommen gefühlt in meiner Verzweiflung. „Fahren Sie Rad, aber richtig, bis zur Erschöpfung. Fordern Sie sich bis zum Umkippen, danach geht es Ihnen besser.“ Aufmunterndes Nicken und Tschüss.

Und jetzt ist es das schreckliche Wort, und ich habe keine Angst mehr, fühle mich endlich ernst genommen. Endlich glaubt man mir meine Krankheit. Von jetzt an habe ich sogar den Eindruck, dass man mich mehr schätzt und beachtet. Ich darf Verständnis einfordern für sozialen Rückzug, auch für Nicht-Einhalten meiner Ziele. Mehr Verständnis, auch bei mir selbst.

Dankbarkeit für eine tödliche Erkrankung. Ist das nicht makaber? Mag sein. Sagen wir mal, ich bin froh, dass ich es so annehmen kann wie es ist. Durch meine Vorgeschichte, die mich geprägt hat. Ich finde in meiner Not vieles, wofür ich dankbar sein kann, neue Sichtweisen, neue Schönheiten und Schätze. Bin ich denn verrückt geworden? Und wenn! ...

Und wenn ... (peinlich, peinlich) wieder Entwarnung käme? Sorry, war leider alles übertrieben? Alles doch nicht so tödlich? Beerdigung zu früh durchdacht? 's Leben geht noch etwas weiter? Freu dich doch! Freust du dich denn gar nicht? Du freust dich ja gar nicht.

Doch!

Dann ginge es jetzt ja anders weiter. Verständnisvoll, voller Erlaubnis, voller Großzügigkeit, und zwar anderen und mir selbst gegenüber. *Versprochen!*

Koffee-Reänger – Kaffee-Regen

Text Gertrud Grins

Ech jlööv, dat irr öch an en Notiz in de Zeitung von 1978 net erennere könnt. Do sting: Kaffee-Regen in Dalheim. Ech han di Üeverschrift jesi:en, hau evver kenn Lost, sonne Blödsenn de lease.

En Weak later reep mech enn Bekännde aan, di in Dalheem op der Philosophenweach wonnde.
„Hess duu jet von de Koffee-Reänger jehuet?“ woll ech von em wi:ete?

„Jehu:et?, säd Annche. „Dat ess doch bee oss passeert.“

Mech bli:ev der Mongk obstoan.

„Ech han jedät: Dat ess Mumpiz – sojet jöff et net.“
Annche mennde: „Do leggse falsch. Dat et Koffee reangere kann, dat kann ech betööje. Mesch ess er läässde Weak op drr Kopp jerieselt.

„Wirr hand joa no derr Kreesch e Eefamilijehüsske ne-aver dem jruete Zollhuus jemiet. An dä Plafond von de Di:ele woar jet Jipskartong jenarelt möt e paar fückije Büüle drenn. Dat wetz e joa alles. Dat hääss de doch selev jesi:en.“

„Stemmt!“

Ich glaube, dass Sie sich an eine Notiz in der Zeitung von 1978 nicht erinnern können. Da stand: Kaffee-Regen in Dalheim. Ich habe die Überschrift gesehen, hatte aber keine Lust solchen Blödsinn zu lesen.

Eine Woche später rief mich eine Bekannte an, die in Dalheim auf dem Philosophenweg wohnte. „Hast du etwas von dem Kaffee-Regen gehört?“ wollte ich von ihr wissen.

„Gehört?“, sagte Annchen, „das ist doch bei uns passiert.“

Mir blieb der Mund offen. „Ich habe gedacht, Kaffee-Regen, das ist Unsinn – so etwas gibt es nicht.“

Annchen meinte: „Da liegst du falsch. Dass es Kaffee regnen kann, das kann ich bezeugen. Mir ist er letzte Woche auf den Kopf gerieselt.“

„Wir haben ja nach dem Krieg das Einfamilienhäuschen neben dem großen Zollhaus gemietet. An der Dielendecke war nur etwas Gipskarton genagelt, der hatte einige seltsame Beulen. Das weißt du ja alles. Das hast du doch selbst gesehen.“

„Stimmt!“

„Maar Dennsdach Ovend bee de Sturem knallde osse Jong de Huusdüer ut de Häng un dat Malör feng an. Et feng aan de reangere.

Ösch dröbbelde et, dann schöddede et Buene op oss eraff. Koffeebuene. Dat Loak wuet jrötter un dä Reanger huerde net op. Noa on noa ruschde enne ganze Zentner verjammelde Koffeebuene wi Haarel op drr Di:ele-Boam. Di roake müffig on stüfden barbaresch.“

„Ech dät terek:

Wi schaad! Wi völl Tässkes leckere Kaffee heu man dovonn obschödde könne. On: Di Buene send jarranteert jeschmuggelt wuede. Wirr wuenete ja bloß si'evéhonged Meter von de holländesche Jrenz – de jrööne Jrenz – fott.

Osse Jong woll wi:ete:

Hand Zollmenn de Koffee hej jebunkert?

Waadete di op en Jelejenheit Jeld druut de make?

Woare di unverhoffd versatt wuede on haue di Säck verjääte?

Äffer wat wooß ech?

Ech wooß blooß: De Uuesel mosse fott make – flott fottmake, befü:er de Miif du:er dat ganze Huus tröckd.“
Sowiit Annche.

Schmuggele woar ö einträchlich Jeschäft no derr Kreech all no derr Öschde Weltkreesch. Als Keng hann esch döx Stöckskes dodrüever vertelle jehu:et. Uutjeschmöckde Stöckskes.

Meeschtens wuete di hengerher als >Schmugglerlatein< avjedoan.

Wi völl Worrhet dren stekde, dat weet ech nu beater. On de Koffee-Reänger, joa, dä joav et.

„Aber bei dem Sturm am Dienstagabend schlug unserem Klaus die Haustür aus der Hand und das Malheur fing an.

Es begann zu regnen. Zuerst tröpfelte es, dann schüttete es Kaffeebohnen. Das Loch wurde größer, der Regen hörte nicht auf. Nach und nach prasselte ein ganzer Zentner vergammelter Kaffeebohnen wie Hagel auf den Dielen-Boden. Die rochen muffig und staubten schrecklich.“

Ich dachte gleich: Wie schade! Wie viele Tassen leckeren Kaffee hättest du davon aufschütten können. Und, die Bohnen sind bestimmt geschmuggelt worden. Wir wohnten ja nur 700 Meter von der niederländischen Grenze – der grünen Grenze – entfernt.

Unser Klaus wollte wissen:

Haben Zöllner den Kaffee hier bei uns gebunkert?

Warteten sie auf eine Gelegenheit sie zu Geld zu machen?

Waren sie unerwartet versetzt worden und hatten die Säcke vergessen?

Aber was wusste ich?

Ich wusste nur, den Schlamassel musst du wegmachen. Schnell wegmachen, bevor der Mief durchs ganze Haus zieht.“

So weit Annchen.

Schmuggeln war ein einträgliches Geschäft nach dem Krieg, schon nach dem Ersten Weltkrieg. Als Kind habe ich oft darüber Geschichten erzählt bekommen. Ausgeschmückte Geschichten. Meistens wurden sie hinterher als >Schmugglerlatein< abgetan.

Wie viel Wahrheit darin steckte, das weiß ich seither.

Den Kaffee-Regen, ja, den gab es.

IMPRESSUM

Herausgeber

Hochschule Niederrhein

Kompetenzzentrum „Ressourcenorientierte

Alter(n)sforschung (REAL)“

Prof. Dr. Moritz Heß (v.i.S.d.P.)

Anschrift

Hochschule Niederrhein

Fachbereich Sozialwesen

Kompetenzzentrum REAL

Redaktion Zwischentöne

Reinarzstr. 49

47805 Krefeld

t 02161 - 186 5661

zwischentoene@hs-niederrhein.de

www.hs-niederrhein.de/fb06/zwischentoene

Redaktion

Miriam Grates, Gertrud Grins, Josée Hümpel-Langen,

Prof. Dr. Engelbert Kerkhoff, Elke Kütemeier,

Karl-Heinz Thifessen

Layout

Alina Gonzalez

Druck

www.wir-machen-druck.de

gedruckt auf Recyclingpapier

Nächste Ausgabe

Februar 2027

Anzeigen

Infos unter 02161 - 186 5661;

Namentlich gekennzeichnete Beiträge

erscheinen unter ausschließlicher

Verantwortung der Autor:innen. Für unaufgefordert
eingesendete Beiträge und Bildmaterial übernehmen
wir keine Haftung.

Bildquellen

Pexels/@karola-g2 (Titelbild)

Pexels/@aloevera (Seite 5)

Pexels/@ivan-s (Seite 6)

©HSNR (Seite 8)

Pexels/@prismattco (Seite 10)

Pexels/@ivan-s (Seite 13)

Privat/Isabell Helger (Seite 15)

Bredow, M.: Rebelle Pianistin, a.a.O., S. 92
(Seite 17)

Käthe und Bernd Limburg, 2010 (Seite 18)

Pexels/@eugenia-sol (Seite 25)

Privat/Gertrud Grins (Seite 32)

Privat/Peter Möllmann (Seite 33)

Privat/Elise Donder (Seite 35)

©Sammlung Stefan Purrio (Seite 42)

Privat/Dieter Grins (Seiten 47, 48, 50)

Nächster Redaktionsschluss

August 2026

ZWISCHENTÖNE

Das Generationen-Magazin

Fachbereich Sozialwesen, Kompetenzzentrum
„Ressourcenorientierte Alter(n)sforschung – REAL“
Hochschule Niederrhein